

Madras.

Aufenthalt vom 31. Jänner bis 10. Februar 1858.

Kattamarans und Mussiboote. — Schwierige Landung und Vorschläge zur Abhülfe. — Geschichtliches. — Brahmaismus. — Fest zu Ehren Wischnu's. — Gökendiener als Beamte einer christlichen Regierung. — Politik und Religion. — Die Satzungen der Brahmasehre. — Sternwarte. — Naturhistorisches Museum und zoologischer Garten. — Schule der schönen Künste. — Medicinisches Collegium. — Spital. — Waisenhaus. — Die Bell-Lancaster'sche Lehrmethode in Madras erfunden. — Oberst Mackenzie's Sammlung indischer Inscriptionen und Manuscripte. — Der Palast der einstigen Nabobs der Koromandelsküste. — Eisenbahnfahrt nach Vellore. — Ein Fest des Gouverneurs in Guindy-Park. — Besuch der Sessentempel zu Mahamataipuram. — Ausflug am Pulikatsee. — Madras-Club. — Festmahl zu Ehren der Mitglieder der Novara-Expedition. — Tiffin und Tanz am Bord. — Abfahrt von Madras. — Zodiakal- oder Thierkreislicht. — Fasching-Dinstag in den Tropen. — Ankunft auf der Insel Bar-Nikobar.

Am Morgen nach unserer Ankunft in der Rhede von Madras kam ein einheimisches Boot, ein sogenannter Kattamaran mit zwei Eingeborenen an Bord, welche vom Hafenamte die üblichen Papiere zur Ausfüllung überbrachten. Dieses wunderliche, höchst primitive Fahrzeug besteht bloß aus zwei oder drei floßartig zusammengebundenen Baumstämmen, auf welchen die kühnen Ruderer knien. Da ein großer Theil ihres Körpers stets im Wasser ist, so tragen dieselben die Papiere und Briefe, welche sie zu überbringen haben,

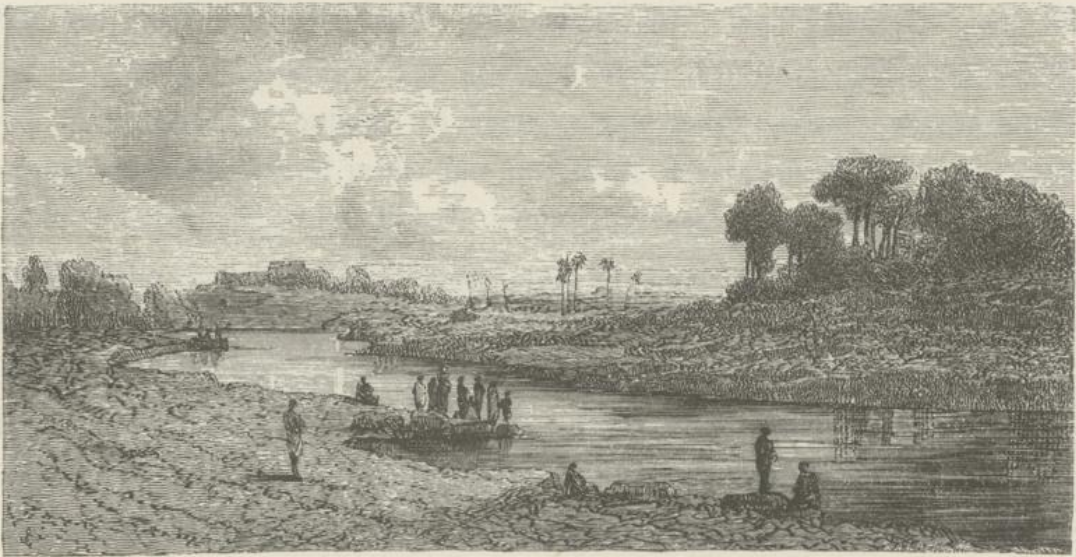
in festgebundenen turbanartigen Bedeckungen am Kopfe. Gewöhnlich sind diese Leute sehr gewandte Schwimmer, was auch Noth thut, um im Falle sie eine Welle von ihrem Fahrzeuge wegspült, dieses rasch wieder erreichen, oder vor den zahllosen Haiischen sich retten zu können, welche die ganze Koromandelküste so gefährlich machen. Gegen Mittag näherte sich ein größeres Boot mit fünfzehn bis zwanzig Eingeborenen der Fregatte, welche als Proviantbesorger, Wäscher, Agenten, Diener, kurz als „Dubasch“ eine Art indisches Factotum, ihre Dienste anboten, indem jeder Einzelne von ihnen lärmend und schreiend eine Anzahl geschriebener Empfehlungszeugnisse von Schiffscapitänen mit ausgestrecktem Arm hoch in die Luft hielt. Diese 30 bis 36 Fuß langen, 6 bis 7 Fuß breiten Massuli- oder Mussliboote (von Muchly, Fisch), in welchen allein Passagiere und Waaren ans Land geschafft werden können, sind leicht, biegsam, wie aus Leder, mit der elastischen Faser der Kokosnuß zusammengeheftet und daher ganz besonders geeignet den gewaltigen Schlägen der heftigen Brandung nachzugeben, denen ein gewöhnliches Boot unmöglich widerstehen könnte. Sie sind meist sehr tief und werden gewöhnlich von zwölf bis fünfzehn nackten Eingeborenen geführt, die sich ungemein flacher, scheibenförmiger Ruder bedienen. In einem solchen Mussliboote fuhren die dienstfreien Officiere und Naturforscher der Expedition bei etwas Nordostwind ans Land. Je näher wir der Küste kamen, desto unheimlicher wurde der Anblick der daherstürmenden brausenden und sausenden Wogen. Unter furchtbarem Lärmen und Hurrahschreien passirten wir indeß ohne Unfall die erste und zweite Brandungswelle. Aber es galt noch über eine dritte, weit stärkere hinüber zu kommen. Die Leute warfen ein paar Tücher über unsere Köpfe, um uns vor Durchnässung zu schützen; das Boot machte einige gewaltige Bewegungen und war einen Moment lang von den schäumenden hohen Wellen wie bedeckt, aber es glitt wunderbar über dieselben hinweg und wurde endlich von der heranbrausenden letzten Brandung förmlich ans Land geschleudert. Dieser Augenblick ist der unbehaglichste, weil das Boot dabei auf einer Seite liegt und man immer das Gefühl hat, umzustürzen, bis die nachkommende Woge das Fahrzeug vollständig auf den Sand wirft. Das lärmende Geschrei der Bootsleute und Kulies oder Laskaren (indische Lastträger), womit diese Ausschiffung begleitet ist, macht dieselbe noch lästiger und unangenehmer. Man freut sich, dieses merkwürdige, in seiner Art einzige Schauspiel erlebt zu haben, aber man wünscht durchaus nicht, es ein zweites Mal zu erleben.

Das grelle Bild, welches zahlreiche Reiseschriftsteller über die Landung zu Madras entwerfen, dürfte manchen Leser daheim auf die Vermuthung bringen, daß ihre Schilderung eine vielleicht allzu romantische Färbung trage; allein nach allem, was wir in der angeblich günstigsten Periode des Jahres bei nichts weniger als stürmischem Wetter erlebt haben, müssen zu gewissen Zeiten selbst die unheimlichsten Schilderungen hinter den Scenen der Wirklichkeit zurückbleiben. — Es dürfte wohl kaum eine unvortheilhaftere Lage für eine Stadt geben, als die von Madras, und nur der Umstand, daß die ganze Koromandelküste keinen bessern Hafen aufzuweisen im Stande ist, so wie die Wichtigkeit des Ortes, als die Hauptstadt des ganzen Karnatik, das allein an fünf Millionen Menschen zählt, konnte Madras zu einer Bevölkerung von 700.000 Einwohnern verhelfen und zu einer so großen commerciellen Bedeutung gelangen lassen, daß jährlich an 6000 fremde und einheimische Fahrzeuge¹ mit einem Gehalt von mehr als 650.000 Tonnen Producte und Waaren im Werthe von zusammen mehr als 8,000.000 Pfund Sterling aus- und einladen. Es ist nicht einmal eine Rhede, in der man ankert, sondern gewissermaßen bloß ein offener Küstenstrich, der nahe Nord zu Süd läuft, so daß während des Nordostmonsuns die Seebewegung eine außerordentlich starke ist und eine ungeheure Brandung hervorbringt. Mit gewöhnlichen Schiffsbooten kann man schon aus dem Grunde zu keiner Zeit ans Ufer gelangen, weil dieses jeder künstlichen Nachhülfe entbehrend, sich noch in völligem Naturzustande befindet, und der mit feinem Kollande bedeckte Strand dermaßen flach ausläuft, daß man auf zwei Seemeilen Entfernung erst neun Faden Tiefe antrifft. Seltsamer Weise hat man bis jetzt den langjährigen Vorschlag, dieser großen Landungsschwierigkeit durch den Bau eines entsprechenden Molo's zu begegnen, noch immer nicht zur Ausführung gebracht, obschon bereits drei oder vier Pläne darüber von ausgezeichneten Ingenieuren vorliegen. Das neueste Project, welches zugleich die meiste Aussicht haben soll, ausgeführt zu werden, besteht darin, einen 1000 Fuß langen, 60 Fuß breiten Damm mit einer T-Figur am äußern Ende, ins Meer hinaus zu bauen, und zwar mittelst eiserner Pfeiler, die in den Sand geschlagen werden. An beiden Seiten des

¹ Im Jahre 1857 betrug die Zahl der eingelaufenen Fahrzeuge 6241 mit 652.146 Tonnen Gehalt, und zwar 1438 Queregelschiffe und 4803 einheimische Boote und chinesische Dschonken. Die Einfuhr an Waaren und Metallen betrug 40,563.826 Rupien. Die Ausfuhr 40,060.656 Rupien. Wir verdanken der Güte des Herrn Dr. Balfour eine Anzahl interessanter statistischer Daten, deren Mittheilung meist dem handelsstatistischen Theil der Novara-Publicationen vorbehalten bleiben muß.

Dammes sollen Schienenwege hinlaufen, um den Transport der ausgeschifften Waaren zu erleichtern. Die Gesamtkosten dieses Projectes wurden auf 100.000 Pfund Sterling veranschlagt, eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe, wenn man die wichtigen Folgen in Betracht zieht, welche durch die Herstellung dieses Baues dem Handel und der Schifffahrt erwachsen.

Die erste britische Ansiedlung war in Armegon, 36 englische Meilen nördlich von Pulikat. Die Abtretung eines Stück Landes von Seite des eingeborenen Fürsten von Besnahor veranlaßte den Vorstand der alten Factorci zu Armegon, Mr. Francis Day, diese zu verlassen und im Jahre 1639 an der neu erlangten Stelle, wo früher das indische Städtchen Tschinapatnam



Adigar-Fluss.

stand, das Fort St. Georg zu errichten. Dieses Fort ward zum Kern für die spätere Stadt Madras, die auf flachem Alluvialboden längs der Meeresküste erbaut, gegenwärtig einen Flächenraum von 30 englischen Quadratmeilen einnimmt. Ihre Ausdehnung längs der Küste von Nord nach Süd beträgt 9, ihre größte Breite $3\frac{3}{4}$ englische Meilen. Auch Madras zerfällt in eine weiße Stadt, wo ausschließlich Europäer wohnen, und in eine schwarze (black town) oder Pettah, wo die Eingeborenen, so wie überhaupt die farbigen Ansiedler leben und Handel treiben.

Die weiße Stadt, welche indeß keineswegs aus regelmäßig angelegten Straßen mit compacten Häusermassen besteht, sondern weit mehr einem Riesensparke ähnlich sieht, in welchem eine große Anzahl lustiger, zierlicher Villa's

liegen, erhebt sich höchstens 20 Fuß über das Meer, während die schwarze Stadt an manchen Punkten, wie z. B. in Popham's Broadway, gar nur 8 Fuß über die Springsfluth ragt.

Auf Ceylon hatten wir den Einfluß des Buddhismus auf die politischen und gesellschaftlichen Zustände der Insel kennen gelernt; hier trafen wir zum ersten Male mit den Anhängern des Brahmaismus zusammen. Zur Zeit unserer Ankunft wurde gerade das größte Fest im Jahre zu Ehren Wischnu's, einer der drei Hauptgottheiten der Brahmalehre, gefeiert. Es dauerte vierzehn Tage hindurch und ward mit großem Pomp begangen. Tempel waren improvisirt, eigene Tanzplätze für die Tempeldienerinnen und Bajaderen errichtet. In einer dieser auf die wunderlichste Weise ausgeschmückten Tanzhallen erhob sich im Hintergrunde eine Art Altar, reich mit Goldsitterwerk, so wie mit geschliffenem und gefärbtem Glas behangen und mit allerlei abenteuerlichen Göttergestalten besetzt. Am Eingange stand die Statue der mediceischen Venus, rechts jene Apollo's vom Belvedere; auf einem kleinen Tischchen erblickte man Schmetterlinge, schimmernde Käfer und Muscheln in zierlichen Glaskästchen. An den Bretterwänden zu beiden Seiten hingen neben dem Portraite Anton von Padua's die sinnlichen Bilder orientalischer Odalisten und neben einem Kupferstiche des heiligen Carolus Borromäus alle jene schamlosen Darstellungen, welche man selbst an den verrufensten Orten von London und Paris nur des Nachts feilbietet. Wir glauben übrigens, daß die Hindu-priester, welche die Ausstellung dieser, dem Wischnu-Cultus geweihten Halle unternehmen, sich weniger um die auf den ausgehängten Bildern dargestellten Gegenstände, als darum kümmern, daß überhaupt die Wände mit Kupferstichen und Bildern reich geschmückt erschienen. In der Nähe dieses halb offenen Tanzplatzes für Tempelmädchen befindet sich der größte Hindutempel in Madras, ein stattliches Bauwerk aus Syenitquadern, umgeben von einer hohen, unten mit den üblichen weißrothen Streifen bemalten Mauer, auf welcher eine Schaar langgeschwänzter Affen sich herumtummelte. Zwei dunkle pyramidenförmige Thürme ragen hoch über die Mauer des Tempels und eine schöne Säulenreihe führt zu dessen Eingang. Ein großer Tank oder teichähnlicher Wasserbehälter, wo die Hindu's täglich dreimal ihre religiösen Ceremonien verrichten und ihre Waschungen vornehmen, liegt mit verschiedenen Nebengebäuden vor dem eigentlichen Tempel, während ein, seinem Dienste geweihter stattlicher Elephant sich an der Seite angehängt befand. Täglich

Vormittags wird mit diesem Elephanten aus dem vor der Pagode liegenden Teich ein Gefäß mit Wasser geholt, das ein auf demselben reitender Tempeldiener hält, hinter welchem ein zweiter sitzt, der mit jeder Hand einen Fächer beständig bewegt. Der Elephant wird erst um die Pagode herum, dann in dieselbe geführt, um dem Gotte das geholte Wasser zu bringen. Der Elephant, wie es den Anschein hat selbst ein Wischnu, trug das Abzeichen dieser Secte eben so gut wie jeder andere Bekenner derselben zierlich gemalt auf seiner riesig breiten Stirne. Jeden Abend während der vierzehntägigen Dauer des Festes waren die verschiedenen Tempel und Tanzplätze mit Kerzen und Dellampen glänzend beleuchtet, aber dem profanen, im Sinne der Brahminen ungläubigen Europäer ward der Zutritt nicht gestattet, er wurde überall, zwar höflich, jedoch mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Denn sowohl er selbst wie alles was seine Hand berührt, gilt dem Hindu als unrein. Nur der Paria oder outcast, der niedersten Volksclasse angehörend, genießt Speisen aus der Küche eines Christen.

Der wesentlichste Theil des Festes fand aber glücklicher Weise nicht im Innern des Tempels selbst, sondern auf den Straßen statt, durch welche sich während der Dauer der Feier jede Nacht gegen elf Uhr eine zahllose Menge betender, singender und tanzender Hindu's in buntem Aufzuge von einem Tempel zum andern bewegte, so daß uns die interessante Augenweide doch nicht vorenthalten wurde. Den Zug eröffneten Musiker mit eigenthümlichen Trommeln, näselnden Pfeifchen und blechernen Clarinetten. Es war mehr ein confuser Lärm aus Kinderinstrumenten, als eine Musik. Sodann folgte ein Hindu auf einem festlich aufgepußten Ochsen reitend. Nun erschienen weiß gekleidete Mädchen und halbnackte Bajaderen, das Haar reich geschmückt, Ringe durch die Nasenflügel und die Ohrenläppchen gezogen, mit vielem Geschmeide um den Hals und an den Hand- und Fußgelenken, vor dem Heiligthume tanzend, das von 24 stämmigen Wischnu-Anbetern getragen wurde. Dasselbe bestand in einem mit Blumen, Glitterwerk und kleinen Spiegeln bunt gezierten Aufsätze mit Stufen und einem darüber gespannten Schirme; vorne in einer Nische war eine Art Blumenfigur sichtbar. Zu beiden Seiten schritten eine große Menge Lichterträger mit stark schwefelhaltigen Fackeln und sonstigen eigenthümlichen Beleuchtungsapparaten: eisernen Gestellen, an denen pyramidenartig oder in Bogenform 7 bis 13 Feuerballen angebracht waren, welche mit dem in Intervallen abgebrannten bengalischen

Feuer und Raketen ein wahres Meer von Licht erzeugten. Aus einem nachgetragenen Kübel mit Kokosöl wurden die baumwollenen Dochte auf den Eisengestellen unablässig getränkt und so die Flamme fortwährend genährt. Wo der Zug vorüber ging, standen die Bewohner andächtig die Hände gefaltet. Viele hatten die Schwelle ihres Hauses festlich mit Fahnen geschmückt und mit Papierlampen erleuchtet, andere brannten Schwärmer ab. Von Zeit zu Zeit hielt der Zug einige Augenblicke an, die Tänzerinnen bildeten zwei Reihen und einige derselben führten eine Art Tanz auf, wobei sie mit den Händen ziemlich stereotype Bewegungen machten und dazu in einem monotonen Chor das Lob ihres Gottes sangen. Viele tausend Hindu's wogten mit dem Zuge dahin, man wurde förmlich durch die compacte Menge fortgetragen. Das Geschrei, die Hitze, der Delgeruch, der Schwefelgestank waren unerträglich. So oft der Zug innehielt, entstand ein noch gewaltigerer Lärm, ein noch stärkeres Gewirr. Wandernde Zuckerbäcker, welche verschiedene, aus dem Kerne oder Saft der Kokosnuß bereitete Süßigkeiten feilboten, sahen ungern, wenn das Auge des Fremdlings auf ihren hochaufgethürmten Leckereien haften blieb, aus Furcht, dessen bloßes Beschauen würde ihnen das Geschäft verderben. Ja wiederholt bemerkten wir solche Verkäufer mit ängstlicher Zuverlässigkeit bemüht, die Neugierde der Fremden durch das Anbieten von kleinen Proben ihrer Eßwaaren zu befriedigen, damit sich diese gefährlichen Gäste desto schneller wieder entfernten, und der arme Hindu und seine Leckerbissen von Unheil verschont blieben! Da das Christenthum unter den Hindu's nur langsame Fortschritte macht, und den Engländern in Indien, nicht wie einst den Spaniern in Amerika um eine schockweise Bekehrung oder Vernichtung der heidnischen Eingeborenen, sondern bloß um politischen und commerciellen Einfluß zu thun ist, so sehen wir die britische Regierung lieber alle Gräuel des Hindu-Cultus, wie sie noch bis zur Stunde in fanatischer Selbstzerfleischung und Selbstopferung vorkommen, ruhig hinnehmen, als durch Gewaltmaßregeln den religiösen Fanatismus der Menge ohne Erfolg für das Christenthum aufzuregen. Unter den vielen tausend Hindu's, welche in so heidnischer Weise das Wischnu-Fest feierten, befand sich auch gar mancher, im Dienste der Regierung stehende Beamte, indem diese kein Bedenken trägt, Hindu's aller Secten in den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung anzustellen. Die englische Hochkirche, welche in diesem Verfahren eine indirecte Unterstützung des

Heidenthums erblickte, ¹ trat wiederholt ernstlich gegen dasselbe auf, allein die Regierung, täglich mehr die Ueberzeugung gewinnend, daß christliche Lehren und Predigt bei den Hindu's nur von geringem Einflusse bleiben, scheint an dem Grundsätze festzuhalten, die indischen Volksstämme durch gleiches Recht und gleiches Gesetz, durch tüchtige Volks-, Handels- und Gewerbeschulen, so wie durch das eigene Beispiel allmählig zum christlich-europäischen Culturleben heranzuziehen. Es ist dies allerdings eine sehr langsame und schwierige Befehrungsmethode, indem das religiöse Leben in Indien, mehr als in irgend einem andern Lande der Welt, in alle gesellschaftlichen Verhältnisse tief eingreift und der Verbreitung europäischer Civilisation hemmend in den Weg tritt. So einfach die Hindureligion in ihren Grundformen erscheint, eben so schwierig und complicirt zeigt sich die pflichttreue Ausführung ihrer Satzungen für den strenggläubigen Hindu.

Der Brahmaismus ging nach der, aus Brahma's eigenem Munde geflossenen, in den Veda's oder heiligen Büchern enthaltenen Lehre von der Verehrung der als Gottheiten gedachten Naturkräfte aus, namentlich in ihren erhabensten Erscheinungen der Sonne, des Mondes, der Sterne und des Firmamentes. Daraus entwickelte sich weiter der Glaube an einen einzigen unendlichen, allmächtigen Urheber und Beherrscher der Welt: Brahma, abgebildet mit vierfachem, nach den vier Weltgegenden schauenden Antlitze, auf einem Schwane ruhend. Diese einfache Lehre bildete sich allmählig weiter aus in der Offenbarung des Brahma als Dreieit, nämlich als schaffende (Brahma), als alles beseelende (Wischnu), und als zerstörende und zugleich erneuernde Naturkraft (Siwa).

Nachdem die Aufgabe Brahma's seit langer Zeit vollendet ist, während Wischnu und Siwa als Erhalter und Vermehrer noch fortwährend in der Welt thätig sind, so nimmt Brahma in der Einbildungskraft der Massen nur einen untergeordneten Rang ein, obschon derselbe nach dem Gesetzgeber Menu, dem Moses der Indier, aus seinem Haupte die Brahminen schuf, um die Menschen zu leiten und zu belehren, aus seinen Armen die Chetriya's, um sie zu schützen und zu vertheidigen, aus seinem Leibe die Weisiga's, um sie zu

¹ Die ostindische Regierung übernahm sogar die Verwaltung der Hindutempel und bestritt von den Einnahmen die Kosten der jährlichen Wischnu-Feste. In der Präsidentschaft Madras allein sollen noch in jüngster Zeit 8292 Hindutempel mit einem jährlichen Einkommen von ungefähr 1 Million Gulden unter dem Schutze und der Controle der ostindischen Regierung gestanden sein. Vergl. *India ancient and modern*. By David O. Allen. Boston 1856.

ernähren und zu erhalten, und endlich aus seinen Füßen die Sadra's, um allen andern Kasten zu dienen und zu gehorchen.

Dem Gotte Brahma, dessen Wesensfülle keine irdischen Begriffe erschöpfen können, sind keine Tempel geweiht, desto mehr aber Wischnu, dem Durchdringer und Erhalter, sich darstellend in der Luft und dem Wasser, und Siwa, dem Zerstörer und Wiedererzeuger der Geschlechter, so wie den andern Gottheiten, deren die Hindureligion nach Millionen zählt, wenngleich die meisten unter ihnen mehrere Namen haben, und die untern Gottheiten nur Avatara's, Incarnationen oder Verwandlungen der höhern sind. Diese Eigenthümlichkeit der Hindureligion macht in der indischen Mythologie die Classification und Definition unmöglich. Der Gott Rama z. B. wird zuweilen für Krischna, dieser wieder für Wischnu genommen. Ebenso erscheint Wischnu seinerseits wieder als Rama, um den Tyrannen Ravana auf Ceylon zu tödten, als Buddha, um den Buddhismus zu stiften. Wie der Proteus der griechischen Fabel, nimmt die indische Mythologie tausenderlei Formen an; es ist der Pantheismus in seinem vollendetsten Ausdrucke.

Ein strenger Hindu braucht täglich vier Stunden, um seine religiösen Ceremonien zu verrichten, und zwar zu verschiedenen Tageszeiten, indem er sich des Morgens, Mittags und Abends in einem Tank oder Teich vor dem Tempel baden und gewisse Gebete hersagen muß. Bekanntlich tragen die beiden Hauptsecten besondere Kennzeichen und zwar haben die Anbeter Wischnu's einen Dreizack mit weißer oder gelber Farbe auf der Stirne gemalt, die Siwa's dagegen drei weiße horizontale Streifen oder einen schwarzen Kreis, mit der aus verbranntem Sandelholz gewonnenen Asche gezeichnet. Manche Hindu's vereinigen sogar auf ihrer Stirne die Zeichen Wischnu's und Siwa's, und sehen dadurch noch seltsamer und bizarrer aus.

Nach jedesmaliger Waschung werden diese Zeichen von neuem und zwar mit vieler Sorgfalt auf die Stirne gemalt, so daß Farben- und Schminkbüchsen im Haushalte der Eingeborenen eine wichtige Rolle spielen. Kein Hindu kann seine ausschließlich aus Vegetabilien bestehende Nahrung von europäischer Küche genießen; das wäre den Satzungen seiner Glaubenslehre zuwider. Jeder Diener verläßt daher regelmäßig zu Mittag seinen Herrn, um entweder bei seiner Familie oder in einer der vielen Hindu-Garküchen, sein höchst frugales Mahl aus Reis und Gemüse einzunehmen. Besonders störend wirken auf den Verkehr mit den Eingeborenen, namentlich aber auf

den Unterricht der Jugend die vielen Feiertage der Hindu's, von denen schon binnen zwei Monaten einundzwanzig vorgekommen sein sollen.

Indeß scheint seit dem beständigen Contact mit Europäern und dem politischen Umschwunge in Indien der Hinduismus von seiner Ursprünglichkeit viel eingebüßt zu haben, und obschon viele dieser Ceremonien noch geübt und sogar die Leiber ihrer Verstorbenen noch auf Scheiterhaufen verbrannt werden, so hat doch der moderne Hindu bereits so viel von seiner ascetischen



Hindu-Gänzerinnen.

Strenge abgelegt, um in den verschiedenen Zweigen des geschäftlichen Lebens verwendet werden zu können. Und es macht einen nicht wenig überraschenden Eindruck, diese schönen, hohen, braunen Gestalten mit ihren Wischnu- oder Siwa-Zeichen auf der Stirne in weißen, talarartigen Faltenkleidern beim Telegraphen, bei der Eisenbahn, im Arsenal, ja sogar an der Sternwarte mit Arbeiten beschäftigt zu sehen, welche die größte Genauigkeit erheischen

und das schönste Zeugniß geben von dem Sinne und der Fähigkeit der Hindustämme für europäische Cultur. Mit Ausnahme des Directors der Sternwarte und des magnetischen Observatoriums, Major Jacob, sind sämtliche Assistenten Eingeborene, welche nicht bloß bei den astronomischen und magnetischen Beobachtungen, sondern auch bei den Rechnungen und Reductionen derselben verwendet werden. Das Institut selbst hat gegenwärtig durch seine geringen Hülfsmittel noch wenig wissenschaftliche Bedeutung, allein es soll einen Meridiankreis, wie ihn die königliche Sternwarte am Cap der guten Hoffnung besitzt, erhalten, wodurch es wesentlich an Wichtigkeit gewinnen würde. Sonderbarer Weise werden auch hier, wie am Cap, an Sonntagen keinerlei Beobachtungen angestellt, wodurch im Laufe eines Jahres eine bedauerliche Lücke entsteht, um so fühlbarer, wenn gerade eine seltenere Naturerscheinung mit einem Festtage zusammenfällt.

Ganz besonders überrascht hat uns das im Jahre 1851 gegründete, mit einem zoologischen Garten verbundene Central-Museum. In den weiten Sälen des stattlichen Gebäudes sind kostbare indische Alterthümer und Bildwerke, Inschriften in Sanskrit auf Stein und Marmorplatten, Fragmente alter indischer Monumente,¹ so wie ausgezeichnete Sammlungen technischer und ethnographischer Gegenstände, Modelle von Festungen, Schiffen, Arbeitsgeräthen, Instrumenten, Handwerkszeugen, Maschinen und Festungen der Eingeborenen aufgestellt. Der zoologische Theil des Museums ist am schwächsten und ärmlichsten vertreten, und da in Indien Weingeist und Gläser theuere Artikel sind, so hat man die meisten Thiere, selbst Fische, Schlangen u. s. w. ausgestopft. Im Garten, welcher das Museumsgebäude umgiebt, sind eine große Anzahl von Käfichen mit lebenden Thieren, Affen, Panther, Bären, Giraffen, Hirschen, Gazellen, Brillenschlangen, indische Hühner, Tauben, Sumpf- und Singvögel ausgestellt. Auch Aquarien mit Fischen waren gruppenweise an verschiedenen Orten des Gartens untergebracht. Von ganz besonderem Interesse aber waren ein kräftiger, über 5 Fuß hoher Drang-Utan (*Pithecus Satyrus*) in einem großen Affenhause an einer Kette befestigt, in dem sich außerdem noch viele kleinere Geschlechtsgenossen herumtrieben, so wie eine Anzahl Brillenschlangen (*Aspis Naja*) in einem großen Kasten mit Glasscheiben, derart, daß man von allen Seiten deren Bewegungen

¹ Diese wichtigen Inschriften sind ausführlich beschrieben in den Selections from the Records of the Madras government. Report on the Elliot Marbles by R. W. Taylor. Madras 1857, Seite 191.

wahrnehmen konnte. Hier sahen wir das unheimliche Schauspiel, wie ein Eingeborener im Innern dieses gläsernen Auffasses mitten unter diesem feindlichen Gethier mit Puzen der Scheiben beschäftigt war, und die Schlangen sich dermaßen um ihn herandrängten, daß er fortwährend mit der einen Hand ihre Zudringlichkeit abzuwehren hatte. Wer nicht weiß, daß diese Thiere durch die Entfernung ihrer Giftzähne unschädlich und gefahrlos gemacht wurden, muß beim Anblick dieser tückisch-schleichenden, zischenden Schlangenbrut und des nackten Hindu in ihrer Mitte von Schrecken und Entsetzen ergriffen werden.

Staunenswürdig und erfreulich ist der großartige Zuspruch, welcher dieser „Lehranstalt in Bildern“ zu Theil wird. Das im Museum aufliegende Einschreibbuch weist in einem einzigen Monat nicht weniger als 36.522 Besucher (zum größten Theile Eingeborene) nach, und dies soll die Durchschnittszahl der monatlichen Besucher seit der Gründung des Museums sein. Auch eine kleine werthvolle Bibliothek, welche jährlich durch Tausch, Ankauf und Geschenke ansehnlich vermehrt wird, und deren Custoden und Aufseher sämmtlich Eingeborene sind, ist den Besuchern zur Benützung zugänglich.

Die Madras Literary Society, eine Zweiggesellschaft der Royal Asiatic Society in London, und nur eine geringe Anzahl von Mitgliedern zählend, veröffentlicht von Zeit zu Zeit höchst werthvolle Mittheilungen über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft in Indien und dient gewissermaßen als Vermittlerin des geistigen Fortschrittes zwischen Asien und Europa. Den Mitgliedern dieser Gesellschaft sind die Naturforscher der Novara zu besonderem Dank verpflichtet für ihre vielen Aufmerksamkeiten, sowohl während ihrer Anwesenheit in Madras, als auch für die warme Theilnahme, welche dieselben noch fortwährend für die Zwecke der kais. Expedition durch Zusendung ihrer Publicationen zu erkennen geben.

Es giebt in Madras zahlreiche, theils von der Regierung, theils durch Privatmittel gegründete und erhaltene, die Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter der Menge bezweckende Institute, und diese Erscheinung ist um so schätzenswerther, als die europäische Bevölkerung von Madras kaum mehr als 1600 Seelen zählt, von welchen sich überdies die wenigsten dauernd daselbst ansiedeln. Die hier lebenden Europäer sind hauptsächlich nur Beamte, Militärs oder Kaufleute, welche nach fünf oder zehn Jahren das Land wieder verlassen, indem fast Jeder den Aufenthalt in der heißen, sandigen Hauptstadt

an der wüsten Koromandelküste bloß als provisorisch, als das Medium betrachtet, um entweder eine einträglichere Stelle zu erringen, oder durch günstige Conjecturen rasch sich zu bereichern. Daß die meisten dieser Anstalten eine mehr praktische Richtung verfolgen, ist leicht erklärlich und nur ein Beweis mehr für die richtige Auffassung der herrschenden Umstände. In der unter Dr. Hunter's Leitung stehenden Schule der schönen Künste (school of arts) wird z. B. im Zeichnen, Sculptiren, Malen, Lithographiren, Holzschneiden, Meßen und Photographiren an 20 Zöglinge, meist Hindu's, Unterricht ertheilt. Um aber die Anstalt leichter erhalten zu können, ist mit derselben die Fabrication von Thonwaaren in Verbindung gebracht, welche zu Gunsten der Schule verkauft werden.

Ein anderes höchst nützlichcs Institut, das Medical College, welches wir gleich den meisten Humanitäts-Anstalten mit dem eben so freundlichen als einflußreichen Dr. Kellie besuchten, besitzt eine eigene Abtheilung, in welcher die zu Apothekern herangebildeten Eingeborenen gleichzeitig so weit unterrichtet werden, um im Nothfalle auch chirurgische Dienste leisten zu können. Von den hundert Hörern, welche während unseres Besuches gerade einer Vorlesung über Chemie beiwohnten, waren die meisten europäisch gekleidete Halbblut-Indier, während sich bloß neun oder zehn Hindu's mit Wischnu- und Siwa-Zeichen auf der Stirne, in langen, weißen Kleidern unter ihnen befanden. Wir hörten die Professoren, unter welchen sich Männer von hervorragender wissenschaftlicher Stellung, wie Evans, Lorimer, Mudge, Montgomery, Mayr u. s. w. befinden, vielfach über den empfindlichen Schlag ihr Bedauern aussprechen, welchen der Aufschwung der Wissenschaften in Indien durch die letzte Revolte erlitten. Die Pläne zu einer neuen Universität, einem Spital, einem entsprechenderen medicinischen Collegium seien bereits fertig, und ohne jene unheilvolle Katastrophe wären dieselben auch schon verwirklicht.

Das gegenwärtige Spital ist in der That ein unschönes, wenig zweckmäßiges Gebäude mit etwas über hundert Krankenbetten. Mehrere davon waren mit Soldaten belegt, welche bei der Bestürmung Delhi's durch Havelock schwere Verwundungen erhalten hatten. Die Einführung von Pankahs oder Windfächern in den Krankenzimmern hat sich so vortheilhaft erwiesen, daß die Absicht besteht, dieselben anstatt wie bisher durch Menschenhände, durch Wasserkraft Tag und Nacht bewegen zu lassen. Um die Wohlthat einer solchen Einrichtung für die armen Kranken gehörig würdigen zu können,

muß man sich ins Gedächtniß rufen, daß die mittlere Jahrestemperatur von Madras fast 27.606° beträgt, was, obgleich zehn Breitengrade vom Aequator entfernt, die unter dem Aequator berechnete mittlere Temperatur (27.5° C.) sogar noch um etwas übersteigt. Bei solchen heißen klimatischen Verhältnissen ist es auch erklärlich, daß man die so erquickende, heilsame Seebrise in Madras den „Doctor“ nennt.

Unter den von uns besuchten Wohlthätigkeits-Anstalten dürften noch die beiden Asyle für männliche und weibliche Soldatenwaisen aus mehr-



Hindu-Strasse mit einem Tempel.

facher Beziehung einer Erwähnung verdienen, deren Insassen meistens aus der Ehe europäischer Soldaten mit eingeborenen Frauen hervorgegangene Kinder, sogenannte half-casts oder Mestizen sind. Im Military Female Orphan Asylum befanden sich zu jener Zeit 216 Mädchen, welche in allen weiblichen Handarbeiten, so wie im Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. unterrichtet werden, und bis zu ihrer Versorgung durch eine annehmbare Heirat

in der Anstalt verbleiben. Die Ausstattung so wie ein kleines Hochzeitsgeschenk von fünfzig Rupien¹ für jedes Mädchen bestreitet die Regierung, und die Gesamtregiekosten, welche jährlich an 30.000 Rupien betragen, werden durch einen Regierungszuschuß von 1000 Rupien monatlich und die Interessen des bestehenden Capitalfondes gedeckt, welchen die Regierung mit acht Procent verzinsset.

Das Asyl für männliche Soldatenwaisen (Military Male Orphan Asylum) wurde bereits im Jahre 1788 durch wohlthätige freiwillige Beiträge und Regierungssubvention gegründet, und bietet durch den Umstand ein ganz speciell historisches Interesse, daß hier es war, wo Dr. Bell, welcher in der Anstalt als Lehrer fungirte, zuerst die später so berühmt gewordene Bell-Lancaster'sche Lehrmethode für den Elementar-Unterricht erfand und einführte, welche seitdem über alle Erdtheile, und fast in allen Hauptstädten Europa's Verbreitung gefunden hat. Der Unterricht der Anstalt umfaßt Schreiben, Lesen, Arithmetik, Grammatik, Geographie, Geschichte, Englisch, Tamilisch und Musik. Das Stammcapital wird von der Regierung anstatt nach dem üblichen Zinsfuße von vier Procent mit acht Procent verzinsset, was bei den bedeutenden Fonds der Anstalt vollkommen ausreicht, um deren jährliche Speesen ohne weitere Geldunterstützung zu decken. Die Zahl der verpflegten Knaben betrug 242. Der Oberlehrer, welcher uns die ganze schöne Anstalt ausführlich zeigte, ließ zum Schlusse zwölf Knaben auf Blasinstrumenten einige Tonstücke aufführen, von denen sie namentlich mehrere nationale Lieder mit großer Präcision vortrugen. Der Musikmeister war ein Deutscher.

Von wandernden Sehenswürdigkeiten hat Madras zeitweilig Blumen- und Industrieausstellungen aufzuweisen und es ist höchst erfreulich, wahrzunehmen, wie europäische Wissenschaft auch hier bemüht ist die Naturschätze zu heben und zum Nutzen der Menschheit auszubenten. Der Katalog der Industrie-Ausstellung vom Jahre 1857 verzeichnet unter andern 17 Gewürze, 20 verschiedene Harze, 64 zur Delbereitung verwendete Gewächse und 41 Heilstoffe, und ein Arzt in Mysore, Dr. Kirkpatrick, hat sich die Mühe genommen, 240 einheimische Drogen, welche zur Ausstellung nach Madras geschickt wurden, mit den botanischen und indischen Namen, so wie mit ihrem Werthe im Handel zu versehen, und zugleich die Verwendung beizufügen, welche die Eingeborenen von denselben machen.

¹ Eine Rupie = 1 Gulden österr. Währung, 100.000 Rupien = 1 Laß.

Zu den merkwürdigsten Privatsammlungen, welche für die Kenntniß der Geschichte und Denkmale des südlichen Dekan in Madras zu Stande kamen, gehört unstreitig die Sammlung von Inscriptionen, so wie von einheimischen Manuscripten des bekannten Colonel Makenzie, welche erst durch Alexander Johnston's Bericht die Aufmerksamkeit aller Freunde orientalischer Wissenschaft, so wie der britischen Regierung erregte.¹ Es ist ein schönes Monument des conservativen Sinnes britischer Ansiedler unter heidnischen Völkern, verglichen mit der einstigen rohen Zerstörungswuth spanischer Colonen. Vom Wahne befangen, dem Gott des Christenthums dadurch zu dienen, vertilgten die romanischen Eroberer alle Bildwerke und Denkmale der gözenanbetenden Indianerstämme und vernichteten durch dieses fanatische Beginnen zugleich jene wichtigen Spuren, um an der Hand der Wissenschaft die Geschichte jener merkwürdigen Geschlechter bis in die Urzeit zurück verfolgen zu können.

In dem alten großartigen, von vielen Nebengebäuden und Gärten umgebenen Palaste der einstigen Könige der Koromandalküste, der berühmten Nabobs des Karnatik, sind gegenwärtig die Bureaux der englischen Regierungsbeamten untergebracht. Der letzte dieser Könige ist vor wenigen Jahren gestorben und sein ehemaliger Minister bezieht von der englischen Regierung einen lebenslänglichen Gehalt von 1300 Rupien monatlich. Gefallene Größen lieben in der Regel nicht, aufgesucht und bestaunt zu werden. Der Zutritt zum letzten Minister des letzten indischen Nabobs der Koromandalküste ist dagegen unschwer zu erlangen, er scheint sich vielmehr geschmeichelt zu fühlen, von Fremden besucht zu werden. Als wir eintraten, erhob sich der ehrwürdige Greis von einem reichen bunten Teppich, auf dem er mit untergeschlagenen Beinen saß, reichte uns freundlich die Hand und erwies uns sogar die Ehre, uns durch den Palast zu begleiten. Er hatte einen langen, vom Alter gebleichten Bart, trug einen weißen Turban auf dem Haupte und war in feine weiße Stoffe gehüllt. Eine reiche Treppe führte zu einem SitzungsSaale, den lebensgroße, in London ausgeführte Bildnisse der Nabobs schmücken. Ein zweiter Saal enthielt die lebensgroßen Bilder des Prinzen August Friedrich von Wales (gewidmet seinem Freunde Omradal-Omrah, Nabob von Karnatik 1. Jänner 1797), und des Lord Cornwallis, Arm

¹ On Colonel Makenzie's Collection in the Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain. London 1835, p. 4. vol. II.

in Arm mit einem Nabob, der erstere unter Fichten, der letztere unter Palmen wandelnd dargestellt. In einer Sattelskammer und Wagenremise, wohin man uns führte, enthüllten eine endlose Schaar dienstbarer Geister, die uns folgten, mit slinker Hand die vergilbte Pracht von goldenen Thronesseln, welche einst die Bestimmung hatten auf Elefantenrücken die gewaltigen Nabobs zu tragen. Als wir aus der von Staub und Moder erfüllten indischen Kumpelkammer wieder heraustraten, sahen wir auf dem freien Plage vor uns eine mächtige Staubwolke aufwirbeln, die näher und näher kam, und allmählig einen Elefanten aus sich entwickelte. Es war ein riesiges, prachtvolles Exemplar, der Leibelefant des letzten Nabob, der gleich dem Minister vom Gnadenbrot lebte. Seine gewaltigen Stoßzähne waren halb abgesägt, wofür dessen Wärter jeltzamer Weise als Ursache angab, daß man einem Elefanten eben so die Zähne schneiden müsse, wie dem Menschen die Nägel. Der pensionirte Elefant schien sich indeß ganz behaglich zu befinden, es war ein gut dressirtes frommes Thier, das seine Kette am Rüssel selbst mit sich trug und auf Commando sich niederlegte.

Unter den verschiedenen Räumlichkeiten dieser weitläufigen Palastbauten wird die sogenannte Banquetting hall oder der Banketsaal von mehreren Schriftstellern als einer der größten Säle der Erde geschildert, was aber offenbar irrig ist. Wir glauben kaum, daß mehr als tausend Menschen darin Platz finden können. Zur Zeit unseres Besuches diente dieser Saal zur Bequartierung englischer Truppen und darum waren auch die schönen lebensgroßen Bildnisse, welche die Wände zieren, dicht verhängt. Einer der Soldaten wollte uns dieselben durchaus zeigen und riß, ehe wir es verhindern konnten, von einem den Vorhang weg, worauf wir das herrliche, in London gemalte Bild Sir Thomas Monroes, ehemaligen Gouverneurs von Madras, ansichtig wurden.

Gleich in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Madras unternahmen wir einen Ausflug nach dem 80 Meilen von dort entfernten Fort Vellore, eine ehemalige berühmte Festung der Eingeborenen, wohin man gegenwärtig mittelst der Eisenbahn in wenigen Stunden gelangt. Dieselbe führt durch eine äußerst flache, öde Gegend, welche hie und da bloß durch ein paar Palmen oder einen einsamen Hindutempel anziehend gemacht wird und einen völlig afrikanischen Charakter trägt. Nur an Stellen, welche Tanks oder durch Ausgrabung oder Aufsführung von Dämmen gewonnene künstliche

Bassins zu Bewässerung haben, verwandelt sich der staubbraune, versengte Boden rasch in eine üppig grüne Vegetationsdecke. Diese Tanks werden in der Regenzeit angefüllt und dienen während der monatlangen Dürre zur Bewässerung der Reisfelder, deren Cultur eine besonders große Wassermenge nöthig macht.

Haben schon englische Eisenbahnen im Mutterlande wenig Comfort aufzuweisen, so scheint dieser den indischen Waggonen ganz zu fehlen. Ein solcher Mangel wird durch die sonstigen behaglichen Einrichtungen im Lande um so empfindlicher und auffallender. Der Zugführer so wie das andere Dienstpersonal waren Hindu's. Wir sahen auf der ganzen Strecke nur fünf oder sechs Weiße angestellt. Die Fahrpreise sind ziemlich mäßig. Man bezahlt für die ganze Strecke von 80 englischen Meilen für die Fahrkarte erster Classe $7\frac{1}{2}$ Rupien, zweiter Classe 3 Rupien. Die Eisenbahn soll bis Behpoor fortgesetzt werden, um den Osten und Westen der Halbinsel zu verbinden. Außerdem wird die Ausführung einer Eisenbahn von Madras nach Bombay über Paona und Bellary und von Madras nach Calcutta beabsichtigt. Der Gouverneur, welcher Abends zuvor, wo wir bei ihm in seiner Sommerresidenz zu Guindy-Park zu Gaste geladen waren, unsere Absicht, das Fort Bellore zu besuchen, erfahren hatte, war so aufmerksam, noch in später Nachtstunde den dortigen Festungscommandanten durch den Telegraphen davon benachrichtigen zu lassen, und als wir nun gegen elf Uhr Vormittags in Bellore ankamen, wartete bereits Capitän Stevens am Stationsplatze, um die Novara-Reisenden im Namen des abwesenden Festungscommandanten zu begrüßen und sie in einem bequemen, nach Landesitte mit Ochsen gezogenen Wagen nach dem noch drei Meilen entfernten Fort zu führen. Der Wagen hatte die Größe eines kleinen Wohnzimmers, in dem mehrere Fauteuils und Rohrstühle standen, welche man nach Belieben hin und her schieben konnte.

Bellore galt einst als eine der stärksten Festungen Indiens, deren Wassergräben durch zahlreiche Krokodile noch unnahbarer gemacht waren. Diese indischen Befestigungswerke haben jedoch ihre frühere militärische Wichtigkeit für Europäer verloren, da sie ringsum von Hügeln beherrscht werden, von denen aus sie leicht zu beschießen sind. In der Festung selbst befinden sich einige wundervolle Bauten, einstmalige Pagoden und Herbergen (choultries) für Priester und Pilger. Das frühere Sanctuarium, gegenwärtig als Arsenal benützt, ist ein Meisterwerk von Bildhauerarbeit, mit prachtvollen

Reliefs und Figuren in Granitblöcke gehauen. Die meisten Gözen haben als Symbol der Vielseitigkeit ihrer Kraft vier Arme. Die verschiedenen Bauten scheinen einst der Aufenthalt von Brahminen gewesen zu sein; eine Art Hindukloster, worin sich außer der eigentlichen Pagode rings herum noch Tempel, Säulengänge und Hallen befinden, in denen vermuthlich die Priester wohnten. In einigen kleineren Gemächern sind statt der Fensteröffnungen Gitter kunstvoll aus massivem Stein gehauen, eine Arbeit, welche auch Bildhauern unserer Zeit zur Ehre gereichen würde. Ein in Madras stationirter englischer Officier, Capitän Mitchell, war eben im Begriff die interessantesten dieser Denkmäler indischer Kunst zu photographiren.

Die Festung Bellore besteht schon seit etwa 1000 Jahren. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts von den Engländern genommen, blieb der damalige Nabob, ein Muselman, in Haft und dessen Nachkommen bewohnen seither, gleichsam als Staatsgefängene die Festung, ohne dieselbe jemals zu verlassen. Wir frugen den uns begleitenden Officier, ob der Nabob wenigstens das Innere des Festungsraumes zur Bewegung im Freien benützen dürfe. „Die Muselmänner“, erwiderte uns der kluge Engländer, „lieben es nicht, sich öffentlich zu zeigen, sie ziehen es vor, im Vorhofe und den Gärten ihrer Wohnungen auf und ab zu wandeln“. In der That soll sich der alte Nabob nur selten in einem Palanquin herumtragen lassen. Die eigentliche Stadt Bellore ist zum größten Theile eine andere Ansiedlung, deren Bewohner, meist Mohamedaner, gegen 80.000 an der Zahl, sich hauptsächlich mit Reiskultur beschäftigen.

Wir hatten anfangs die Absicht, noch am selben Tage nach Madras zurückzukehren, indem man uns sowohl die Fahrt dahin, als auch die Entfernung der Festung von der Eisenbahnstation weit kürzer geschildert hatte, als wir dieselbe thatsächlich fanden, und ließen nun dem österreichischen Consul in Madras, dem überaus gefälligen Mr. Campbell, telegraphisch melden, daß wir erst am nächsten Morgen zurückkehren werden. Wie groß war aber jetzt unser Erstaunen, als wir im Telegraphenamte zu Bellore sowohl am Schreibtische, wie am Morse'schen Apparate ausschließlich Hindu's mit ihren seltsamen Stirnbemalungen und ihren antiken Trachten angestellt fanden, die sich dieser modernen Erfindung mit großer Gewandtheit bedienten. Der Telegraphen-Draht ist bereits bis nach Bombay in Thätigkeit, und zwar bestehen in dieser Richtung zwei Linien. Außerdem befinden sich Linien im Baue:

längs der Küste nach Calcutta, längs der Küste nach Pondichery, von Madras über die Adamsbrücke nach Point de Galle, und von Madras nach Syderabad, Bangalore und Bellary.

Um vom Fort nach der Stadt Bellore zu gelangen, die ungemein zierlich und regelmäßig angelegt, und von vielen Pensionisten der britisch-ostindischen Compagnie bewohnt wird, muß man das, mindestens 1000 Fuß breite Bett des Palaurflusses passiren, der, während der Regenzeit ein äußerst reißender und gefährlicher Strom, im Laufe der trockenen Saison derart in Sand verrinnt, daß dann dessen Bett vollkommen austrocknet. Nur mit großer Anstrengung ist es möglich, diese Sandwüste mit Wagen zu passiren, welche an vielen Punkten bis über die Räder versinken. Wir hatten vier Büffelochsen vorgespannt und mußten noch von einigen dreißig Kulies oder indischen Lastträgern gezogen werden. Dieser Unannehmlichkeit wird schon in nächster Zeit durch eine im Baue begriffene großartige steinerne Brücke mit 42 Bogen über den Fluß abgeholfen werden, welche die Fahrt vom Bahnhof nach der Ansiedlung von $\frac{5}{4}$ Stunden auf $\frac{1}{2}$ Stunde abkürzen wird. Man bedient sich hier im Allgemeinen der Ochsen als Zugthiere, und zwar von derselben Art mit dem Höcker, die wir schon auf Ceylon getroffen hatten. Diese Thiere laufen überraschend schnell, so daß die Geschwindigkeit der Fortbewegung jener mit Pferden ziemlich gleich kommt.

Wenige Meilen von Bellore entfernt und von dessen Hügeln sichtbar, liegt Arcot (Arucati), die Residenz eines nominellen Nabobs vom Karnatik, der seit langer Zeit in britischem Solde steht. Die Bevölkerung von Arcot sind meistentheils Mohamedaner, welche einen Hindostandialekt sprechen und beträchtlichen Handel treiben.

In Bellore logirten wir im Hause des gastlichen Oberstlieutenants Mac Cully, der in der Abwesenheit des Festungscommandanten den Novara-Reisenden die Honneurs machte. Wir fanden hier die herzlichste Aufnahme und brachten im Kreise seiner liebenswürdigen Familie mehrere heitere Stunden zu. Gegen Abend unternahmen wir einen Ausflug nach einer benachbarten Anhöhe, welche 1400 Fuß über dem Meere und 300 Fuß über Bellore gelegen, einen äußerst vortheilhaften Blick über die Stadt und ihre Umgebung gewährt. Ungemein reizend nahm sich von hier die Festung aus, welche, umschlossen von Wassergräben, gleich einer schwimmenden Insel vor uns lag. Am Gipfel dieses Hügels befindet sich ein sogenannter Bungalow, das

Landhaus des Steuereinnehmers W. A. Sullivan, wo wir mitten im Genuße der lieblichsten Naturschönheiten ausruhten und einige Erfrischungen einnahmen.

Abends versammelte sich eine Anzahl von Officieren mit ihren Damen im Hause des Oberstlieutenants Mac Cully zum Mahle. Bis spät in die Nacht herrschte die fröhlichste Laune unter den Anwesenden, Musik und Gesang wechselten mit Gesellschaftsspielen und Tanz, und kaum hatten wir uns zur Ruhe begeben, so wurden wir schon wieder durch den Diener geweckt, um den Eisenbahntrain nicht zu versäumen, der Morgens um halb sieben Uhr von Vellore nach Madras dampft. — Um elf Uhr Vormittags trafen wir wieder in der Hauptstadt des Karnatik ein.

Noch am selben Abende waren der Stab und die Naturforscher der Kovara zu einem indischen Feste geladen, welches Lord Harris alljährlich um diese Zeit in seinem Palaste zu Guindy-Park veranstaltet und dem in der Regel der größte Theil der europäischen Bevölkerung von Madras beiwohnt. Die ursprüngliche Veranlassung zu diesem Feste war eine Kinderunterhaltung, welche der gastliche Gouverneur jedes Jahr am Geburtstage seines Sohnes gab; dieser hatte seither eine englische Universität bezogen, aber die Sitte wurde beibehalten, und so wurde denn auch heuer wieder der Tag gefeiert, auf den sich die „weiße“ Jugend von Madras gewiß schon Monate lang vorher freut. Der Typus der Unterhaltung ist der eines heitern Kinderfestes geblieben, das auch diesmal über 250 Kinder, Knaben und Mädchen von 5 bis 12 Jahren, versammelte. Die ganze geladene Gesellschaft aber, besonders jene, welche den Tagesbelustigungen im Freien beiwohnte, mochte aus mehr als tausend Personen bestehen. Das Fest begann mit den Productionen einiger 30 indischer Gaukler und Jongleurs auf einem großen Wiesenplaze im Park. Man hatte, wie begreiflich, die tüchtigsten und geschicktesten dazu gewählt. Es waren höchst malerische Erscheinungen aus den verschiedensten Lebensaltern: kräftige Kinder, athletische Jünglinge, üppige schlanke Bajaderen, alte, greise Männer und wunderliche Megären, mit langen grauen Haaren und tief gefurchten Gesichtszügen, in Miene und Geberden an unsere Zigeuner erinnernd. Alle spielten zu gleicher Zeit und führten mit einer staunenswerthen Präcision die haarsträubendsten und halbsbrecherischsten Kunststücke aus. Es war ein Schauspiel ganz eigenthümlicher Art, wahrhaft indisch, diese braunen wilden Gestalten, unbekümmert um ihre Umgebung, die verschiedensten Gaukeleien und Wurfspiele darstellen zu sehen.

Hier kniete ein stattlicher Alter und spielte mit einem Duzend Messer, die er die längste Zeit, ohne zu fehlen, unaufhörlich unter wildem Gejauchze im Bogen auf und ab warf und sie dabei immerwährend drehte, so daß es das Ansehen hatte, als fielen ihm die scharfen Spitzen der Klingen auf die Hand. Daneben sprangen junge Athleten mitten durch brennende Papierbogen, Mädchen in Jünglingstracht erkletterten unter fortwährendem Geschrei 100 Fuß hohe Bambusstangen, Knaben machten auf dem weichen Wiesenrunde die wunderlichsten Sprünge und Gliederverrenkungen, während ein älterer Indier zum großen Erstaunen der anwesenden Kinder Schwerter, Berg und anderes Zeug verschluckte und gleich darauf Feuer ausspie. Dies sind zwar Kunststücke, welche man auch schon in Europa und sogar bis zum Ueberdruß vorstellen sah; aber alles ging hier mit so viel Zierlichkeit und Präcision vor sich, ein Jeder spielte dermaßen *con amore*, nicht um den Zuschauern zu gefallen, sondern weil es ihm selber Lust und Freude machte, daß dadurch die Schaustellung einen ganz ungewöhnlichen Effect hervorbrachte.

Nach diesem Vorspiele wurde der eingeladenen Jugend unter einem großen Zelte ein Souper servirt. Das war für die Erwachsenen ein anderes heiteres Schauspiel. Ueber 200 Kinder hatten an langen, reich gedeckten Tafeln Platz genommen, während Väter, Mütter und Gouvernanten hinter den Stühlen standen und sorgsam achteten, daß im Genuße der vielen aufgestellten Delicateßen von den kleinen Leckermäulern das gehörige Maß gehalten wurde.

Dem Souper folgte die Vertheilung von Geschenken an die ganze anwesende Kinderwelt, welche unter einem Zelte auf einem riesigen Baume festgemacht waren. Der Baum war mit zierlichen Papierlämpchen reich behangen, und obwohl es keine Tannenzweige, sondern Palmenblätter waren, machte doch das Ganze vollkommen den Eindruck einer Weihnachtsbescherung. Väter und Mütter freuten sich wie bei uns über das Entzücken ihrer Kinder und schienen gleich ihnen an diesem Theile des Festes das größte Vergnügen zu finden. Die Vertheilung dauerte ziemlich lange, und manches Kind coquettirte neidisch mit dem Geschenke, das sein Nachbar mit beiden Händchen festhielt. Am Ende aber ging doch die ganze lustige Schaar befriedigt nach Hause.

Nach diesem Intermezzo wurde im Parke für die großen Kinder ein Feuerwerk abgebrannt, das indeß nur als Lückenbüßer zu dienen schien, um die Zeit auszufüllen zwischen der Vertheilung der Kindergeschenke und dem

Souper in den glänzend erhellten Speisesälen des Palastes. Die vorzügliche Musikbande, welche uns schon einige Tage früher bei einem Diner in Guindy-Park so manchen schönen Genuß bereitet hatte, spielte auf dem großen freien Platze vor dem Ballsaale und führte auch jetzt einige Concertstücke mit großer Präcision aus. Endlich verkündeten Trompetenstöße den Beginn des Soupers. Trotz der Geräumigkeit der Säle war doch die Gesellschaft zu zahlreich, um auf einmal Platz nehmen zu können. Wir schätzten die Zahl der Gäste auf mindestens 500. Zuerst soupirten die Damen und dann folgte die Herrengesellschaft. Der Gouverneur Lord Harris machte auf die liebenswürdigste, zuvorkommendste Weise die Honneurs. Nach dem Souper reiheten sich die Paare in einem prachtvollen Ballsaale zum Tanz, während sich über ihren Häuptern ein, mit glänzenden Papiertapeten überzogener, und mit allerlei vergoldeten Arabesken reich verzierter, unvermeidlicher Punkah hin und her bewegte und die halb athemlosen Tänzer fortwährend anfächelte.¹ Trotz dieser künstlichen Windmaschine über dem Kopfe gehörte jedenfalls eine ganz außerordentliche Tanzlust dazu, um bei einer Temperatur von mehr als 30° C. noch an einer Polka oder einem Galop Vergnügen zu finden.

Lord Harris hatte Vorkehrungen treffen lassen, daß wir gleich von seiner Residenz in Guindy-Park den ersehnten Ausflug nach den sieben Pagoden unternehmen konnten. Wir hatten uns zu diesem Behufe schon mit dem nöthigen Gepäc versehen und gegen ein Uhr Morgens verließen wir die lustige, unermüdlige Tanzgesellschaft und brachen nach den berühmten Hindutempeln im Süden von Madras auf. Ein Wagen beförderte uns bis nach der nahen Adyarbrücke; dort warteten bereits ein Regierungsboot und einige hinduische Bediente des Gouverneurs, um uns nach den sieben Pagoden zu führen. Einer dieser Diener oder Peons, wie man sie in Ostindien heißt, Namens Tritschapa, überreichte uns ein Schreiben, worin er beauftragt wurde,

¹ In manchen englischen Familien in Indien herrscht eine derartige Punkahmanie, daß man unaufhörlich einen förmlichen Orkan über seinem Haupte dahin ziehen fühlt. Unstreitig mildert diese künstlich erzeugte Brise wesentlich die Wärme der Luft und namentlich in Räumen, wo dieselbe durch den Zusammenfluß vieler Menschen zuweilen unerträglich ist. Darum erscheint der Punkah im Gerichtshofe, in der Kirche, in Hôtels und in Spitälern als eine große Annehmlichkeit, eine wahrhaft geniale Einrichtung. Aber dessen Anwendung wird vielfach übertrieben, und es giebt Personen, welche selbst des Nachts während sie ruhen, fortwährend einem Hindu am Punkah ziehen lassen, welcher in der Regel mittelst seidener Schnüre mit dem Nebenzimmer in Verbindung gebracht ist, derart, daß man die bewegende Kraft nicht sieht, sondern bloß die Wirkung davon verspürt. Bei Fremden erzeugt dieser künstliche Luftzug anfangs häufig Kopfschmerz und erst die Gewohnheit macht den Punkah auch bei ihm zu einem Lieblingsmöbel.

während der ganzen Dauer der Fahrt zu unserer Verfügung zu stehen, und nicht nur alle unsere Befehle entgegen zu nehmen, sondern auch ohne besondere Aufforderung nach Möglichkeit für unser bestes Unterkommen und unsere Bequemlichkeit Sorge zu tragen. Das Regierungsboot war mit jeglichem Comfort versehen, indeß ein zweites Boot ausschließlich zur Beförderung von Gepäcksstücken, Zelten und Provisionen folgte. Gegen zwei Uhr Morgens schifften wir uns am Eastern-Coast-Canal, welcher nach Sadras führt, ein, und langten gegen neun Uhr früh bei den sieben Pagoden oder Mahamalaipuram, der Stadt des großen oder heiligen Berges an.

Diese merkwürdigen prächtigen Architecturen liegen ungefähr eine Stunde von Sadras, gegen Norden am Uferlande, kaum 500 Schritte vom Canal entfernt. Sie bestehen aus Tempeln, Grotten, Basreliefs, Cisternen, Stein-sitzen, und Tausenden von Sculpturen in langen Reihen von Basreliefs, welche für antiquarische Untersuchung einen ungemein reichen und dankbaren Stoff darbieten. Den Namen „die sieben Pagoden“ (von Bhagavati, heiliges Haus, daher der europäische Ausdruck Pagode) führen sie wegen des Umstandes, daß sieben Tempel, jeder aus einem Stück Felsen gehauen, sich dicht am Ufer befinden. Die Brahmanenlegende versetzt eine ganze Stadt dahin, welche seither versunken, und deren Trümmer nun vom Meere bespült werden sollen. Allein nach Babington's und Heber's¹ gründlichen Untersuchungen an Ort und Stelle erscheint es außer Zweifel, daß hier niemals eine große Stadt gestanden habe, sondern das Ganze bloß ein Sitz von Brahminen war, die hier eine königliche Schenkung, ein Agraharam sich erwarben und mit klugem Vorbedacht eine Kaste von Steinmeßern zur Niederlassung daselbst veranlaßten, welche von Zeit zu Zeit unter der Leitung ihrer Priester zur Verherrlichung ihres Sanctuariums jene Sculpturen ausführten, welche selbst eine gebildete Nachwelt noch mit Recht bewundert. Noch heut zu Tage wohnen Steinhauerfamilien hier, welche diese merkwürdigen Felsberge als Granitbrüche bearbeiten und ausbeuten. Die eigentlichen sieben Pagoden sind Monolith-Tempel, an Ort und Stelle aus massiven Felsblöcken gehauen. Der Felsberg selbst, ein riesiger Granitblock, dem das ganze Kunstwerk seine Entstehung verdankt, ist am Rücken sowohl wie am Abhange mit unzähligen Figuren bedeckt.

¹ Benj. Guy Babington. An account of the sculptures and inscriptions of Mahamalaipur, illustrated by Plates. I—XVIII. In the transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain. London 1819, p. 258. — Bishop Heber, Narrative. London 1828, vol. III, pag. 216.

Wir machten gleich nach unserer Ankunft einen Gang durch den Ort, um vorerst denselben zu durchstreifen und die Ausdehnung der verschiedenen Felsentempel und der in granitenes, festes Gestein gehauenen Steinbilder und Basreliefs kennen zu lernen. Die meisten der Sculpturen stellen die eine oder die andere der verschiedenen Avataras (Incarnationen oder Verwandlungen) Wischnu's vor, dem auch der größte Theil der Tempel geweiht ist. In einem dieser Felsentempel erblickten wir Gott Wischnu in der fünften oder Zwerg- Incarnation, wie er gerade den übermüthig gewordenen König Balitschakra-vathi, welcher durch seine Frömmigkeit eine solche Macht über die Götter erlangt hatte, daß diese ihm bereits die Erde und das Meer abtreten mußten, als Brahmanenzwerg um so viel Boden bittet, als er in drei Schritten gewinnen könne. Der reiche Rajah nahm keinen Anstand dem scheinbar sehr bescheidenen Ansuchen des pygmäenhaften Wesens zu willfahren. Auf der entgegengesetzten Wand des Tempels sehen wir nun in einem großartigen, meisterhaft ausgeführten Basrelief, wie Wischnu, diesmal mit acht Armen abgebildet, mit seinem linken Fuß bereits Erde und Himmel umfaßt, und da nun schon für den nächsten Schritt kein Raum mehr zu messen bleibt, so erläßt Wischnu dem übermüthigen Rajah sein Versprechen unter der Bedingung, daß er zur Hölle hinabsteige. Von dieser That führt Wischnu den Namen Triwikrama und Tripadas (der Dreischrittige).

In der nächsten Felsgrotte, an welcher wir vorüberkamen, sahen wir das Leben Krishna's, des Hirtengottes, dargestellt, wie er seine Heerden weidet, umgeben von Kühen, flötenspielenden Hirten u. s. w. Walter Elliot nennt diese Darstellung: Krishna's Choultry oder Herberge für Priester. Der Tempel hat 50 Fuß in der Fronte, ist 30 bis 40 Fuß tief und zählt gegen zwanzig Figuren.

Von hier aus führte uns unser Führer, ein Brahmine, nach dem sogenannten Ganeza-Tempel, einer Monolith-Pagode. Als wir die völlig mit Oel und Fett beschmierte steinerne Figur des Ganeza¹ (eines Sohnes Siva's) berühren wollten, stürzte hastig einer der Hindu-Begleiter auf uns los, um uns zu verhindern, einen Frevel gegen diese Lieblingsgottheit zu begehen. Die Inschrift zur Rechten vor der Nische, in welcher Ganeza, aus einem Granitblocke gehauen, in sitzender Stellung angebracht ist, enthält Verse, und Gebete in Sanskrit an Siva.

¹ Siehe Bignette am Anfange des Capitels.



Mohamalaipur.

Noch sahen wir auf dem Wege nach der Ansiedlung einen ellipsoidischen Felsblock von 68 Fuß Umfang und 25 Fuß Höhe, welcher durch seine ganz eigenthümliche Position, die er jeden Augenblick zu verlieren scheint, einen höchst imposanten Anblick bietet.

Als wir gegen das Meeresufer gingen, kamen wir an der noch gegenwärtig von den Hindus benützten Pagode Kovül-Sobrom vorüber, welche erst zu Rajah Apatsch Zeiten, vor ungefähr vier- bis fünfhundert Jahren, erbaut worden sein soll; ein großer, mehr länglicher als viereckiger Platz, der von einer 6 bis 8 Fuß hohen Mauer umschlossen ist. Man gestattete uns nicht die Schwelle der Pagode zu überschreiten, deren Thore übrigens offen standen und deren innere Räume, so viel wir in einiger Entfernung wahrnehmen konnten, ganz leer waren. Bloß an den Wänden bemerkten wir einige Sculpturen.

Das ganze Dorf zählt gegenwärtig etwa vierhundert Einwohner, welche in siebenzig kleinen Häusern wohnen. Davon gehören dreiundvierzig, aus Backsteinen und mit Dächern aus gebrannten Ziegeln, der Brahminenkaste, zwanzig den Parias, fünf den Fischerfamilien und zwei armselige Palmhütten den Willis, der allerärmsten, untersten Kaste. Die Steinmearbeiter wohnen außerhalb des eigentlichen Dorfes. Die Mauern der Häuser sieht man häufig mit Kuh- und Pferdemitz bedeckt, aus welchen die Bewohner, ähnlich wie in Aegypten, Brennmaterial bereiten, indem sie denselben auf den am meisten der Sonne ausgesetzten Mauerwänden zum Trocknen ankleben. Der Peon der Ansiedlung, Namens Mandghaneik, eine Art Aufseher, gab uns ein Verzeichniß der Gesamtzahl der Häuser, ihrer Bewohner, so wie der Namen der verschiedenen Kasten in der Tamilsprache mit einem eisernen Griffel nach Landesitte auf Palmenblätter geschrieben und äußerst zierlich in eine kleine Enveloppe gerollt. Als wir uns über die Sitten und Gebräuche der Einwohner erkundigten, erfuhren wir, daß sie noch fortwährend ihre Todten vier bis fünf Stunden nach erfolgtem Ableben verbrennen, eigentlich vier Stunden vierzig Minuten, weil angeblich diese Zeit eine Seele braucht, um den Himmel zu erreichen. Die verkohlten Gebeine werden ins Meer geworfen. Weiber werden beim Tode ihrer Männer nicht mehr mit denselben verbrannt. Die Sterblichkeit soll indeß unter den Bewohnern von Mahamalaipur eine sehr geringe sein. Alle sehen gesund und kräftig aus, obschon sie sich größtentheils nur von Reis und Früchten nähren und

Fleisch nur selten, von der Brahminenkaste niemals genossen wird. Nicht einmal Eier, weil diese von Hühnern, noch Milch, weil sie von Kühen kommt, nehmen die Brahminen zu sich. Mädchen heiraten gewöhnlich in einem Alter von dreizehn Jahren. Sie werden aber schon mit zwei bis drei Jahren ihrem künftigen Mann versprochen und von diesem in sein Haus aufgenommen.

Alle Eingeborenen, mit welchen wir verkehrten, konnten lesen und schreiben. Aber die Sanskrit-Inschriften auf den Felsentempeln waren ihnen völlig unverständlich, da sie bloß Tamil, Telingu und Malabar sprachen. Die meisten hatten, je nachdem sie der einen oder der andern religiösen Kaste angehörten, ihre Stirn bemalt. Die Siwa's sieht man zugleich häufig kleine Amulets, sogenannte Lingams von Silber, an Schnüren um den Hals tragen, welche in Kapseln die Gottheit Siwa eingeschlossen enthalten. Die Brahma-Anhänger haben, wie schon bemerkt, keine besonderen Abzeichen auf der Stirne, wohl aber tragen die Verheirateten eine fünffache Schnur (Panul) quer um den Oberleib. Man darf es indeß mit dieser verschiedenen Gesichtsbemalung nicht zu streng nehmen, denn manche zeichnen sich bloß rothe, gelbe oder aschgraue Punkte auf die Stirne, was in der Regel nichts anderes bedeuten soll, als daß sie wegen anderweitiger Beschäftigung noch nicht Zeit oder Gelegenheit gehabt, sich dieselbe kastengemäß zu bemalen. Nach der Aussage von Eingeborenen wird die gelbe Farbe aus der zerstoßenen Gelbwurz (*Curcuma longa*), die rothe aus Cardamomen (*Amomum repens*), Zitronensaft und rothem Meiß, die weiße aus gewöhnlichem Kalk bereitet.

Der Gouverneur Lord Harris hatte mit echt indischer Gastfreundschaft die großartigsten Maßregeln für unsere Unterkunft bei den sieben Pagoden treffen lassen. Als wir nach unserer ersten Recognoscirung der Localität nach dem Meeresufer kamen, fanden wir daselbst zwei große und zwei kleine Zelte aufgeschlagen und eine Anzahl Menschen um ein Feuer in Bewegung, das Frühstück zu bereiten. Wie sehr aber stieg unsere Ueberraschung, als wir das erste Zelt betraten und dasselbe mit Teppichen belegt, zu einem eleganten Schlafgemach mit zwei großen bequemen Bettstellen und verschiedenen Toilettegegenständen hergerichtet fanden, während in dem Gange, welcher durch eine innere und äußere Zeltwand gebildet wurde, zwei kolossale Badewannen mit Süßwasser gefüllt bereit standen, den erschöpften Körper zu erquicken. In dieser Verwunderung wurden wir durch die Stimme des Regierungs-Peons gestört,

welcher uns meldete, daß das Frühstück im zweiten Zelte servirt sei. Dieses war bloß zum Speise- und Empfangsgemach bestimmt und gleichfalls mit allem erdenklichen Comfort versehen. Lord Harris hatte sogar die Aufmerksamkeit, uns sein eigenes Reiseservice für den Ausflug zur Verfügung zu stellen.



Rhanganatha Swami.

Auch das zweite Zelt bestand aus Doppelwänden mit einem Zwischengang; die äußere Zeltwand war von innen blau gefüttert, wodurch der Reflex der Sonne und des blendend weißen Flugandes den Augen weniger peinlich und empfindlich wurde. Eine Anzahl Kulis waren damit beschäftigt, von Zeit zu Zeit rings um die Zelte auf den feinen Sand Wasser auszugießen, ein Verfahren, welches eine überaus

angenehme Kühle verbreitete. Der Regierungs-Peon, so wie der Polizeidiener des Ortes trugen ihre schönsten weißen Kleider und über die Achsel ganz neue Bandeliers, aus breiten, hellrothen Streifen mit Goldborteneinfassung bestehend, in der Mitte eine Messingplatte mit der gravirten Aufschrift: „Government Peon“. Eine Anzahl Männer und Kinder liefen ab und zu, und das ganze Dorf schien in Bewegung, die fremden Herren zu sehen, ihnen Blumen zu bringen und dafür ein Geschenk zu erhalten. Um halb ein Uhr zeigte das hunderttheilige Thermometer im Zelte 29 Grad, obschon eine leichte Seebrise durch die Geflechte aus duftendem Graze (Kus-kus oder Vetiveyr) zog, welche an den beiden Eingängen gardinenartig herabhingen. Es ist ein gar glücklicher Gedanke, das wohlriechende Kus-kus (*Andropogon muricatum*) zur Fabrication von Matten zu verwenden, welche in der Absicht vor den Eingängen der Häuser aufgehängt und mit Wasser besprenkt werden, damit der durchziehende heiße, trockene Wind die feuchten Dünste mitführe und so gleichzeitig die Hitze mildere und die Luft mit Wohlgeruch erfülle.

Gegen fünf Uhr Nachmittags, als die Schwüle etwas nachgelassen hatte, wanderten wir nach den ungefähr eine englische Meile vom Orte entfernten fünf Pagoden. Der charakteristische Baum der ganzen Localität ist die Palmyra-Palme, zwar nicht von majestätischen Dimensionen wie die *Oreodoxa regia* oder die Kokospalme, aber doch von imposantem Ansehen. Sonst ist die Gegend ziemlich kahl und baumarm, und hat, wie überhaupt der ganze Küstenstrich, viel von dem Charakter einer flachen afrikanischen Landschaft an sich.

Von den fünf Monolith-Tempeln waren vier den Brüdern Wischnu's, nämlich Dharmaradscha, Bimen, Nagulan und Sawadewen gewidmet, während der fünfte zu Ehren Druhboti's, der Gemahlinn Dharmaradscha's, ausgehauen worden war. Die Sage erzählt, daß die vier Brüder in Polyandrie lebten und zusammen nur eine Frau, eine Art indischer Amazone, besaßen. Alle diese Monolith-Tempel sind zwar schön gearbeitet, namentlich was gewisse Einzelheiten betrifft, aber sie zeigen bei weitem nicht jene künstlerische Vollendung, wie die Sculpturen und Basreliefs am sogenannten heiligen Berge.

So z. B. ist Nhanganatha Swami nicht nur die höchste, sondern auch die schönste von allen vorhandenen Felsgrotten. Ihre Sculpturen sind unstreitig von der besten Composition, die Handlung ist außerordentlich belebt. Der obere Theil, zu dem einige in den Felsrücken gehauene Stufen führen, erhebt sich ober dem riesigen Granitblock Samapuram; der untere Theil ist ein aus

einem einzigen Felsstücke gehauener Tempel mit bewunderungswürdig ausgeführter Allegorie.

Im Relief der Nordwand erblickt man Durga, Siwa's Gattinn, auf einem Löwen (nach den Eingeborenen auf einem Tiger) reitend, wie sie den Bogen spannt, im Kampfe mit Mahishasura, einem Riesen mit einem Büffelkopf, der eine Keule schwingt. Es soll dieses Relief nach Elliot's interessanten Mittheilungen den Streit zwischen der weiblichen Amazone Durga, der Personification der activen Tugend, und dem stierköpfigen Mahishasura darstellen. Ueber dem Haupte einer jeden Figur schwebt der einheimische Sonnenschirm.



Die Amazone Durga.

Das Relief auf der Südwand zeigt einen 9 $\frac{1}{2}$ Fuß hohen schlafenden Wischnu (Rhanganatha), angeblich den Gedanken der Schöpfung auffassend, während sich über seinem Haupte die fünfköpfige Schlange Sescha ringelt. Zu seinen Füßen erblickt man zwei Rajahs und eine weibliche Figur mit erhobenen Händen in betender Stellung im Brustbilde. In einer Nische derselben Swami befinden sich die lebensgroßen Figuren Siwa's und seiner Frau Paravathi, letztere einen Säugling, Supramanién, im Schoße haltend. Ueber dieser Darstellung, von den beiden Figuren gleichsam auf den Achseln getragen, erscheint rechts Brahma, links Wischnu, jeder mit vier Armen, als Symbol ihrer Gewalt und Kraft.

Der Ueberbau dieser Felsculpturen ist eine Art Aufsatz aus losen Steinen ohne allen Mörtel kunstvoll zu einem zierlichen Ganzen zusammengefügt. Das Innere ist nur mit großer Beschwerde erreichbar. Gleichwohl sollen jährlich eine große Anzahl bußethuender Hindu's diesen Bau mühsam erklimmen und das noch unvollendete Innere besuchen. Während wir uns dem Genuße der Bewunderung hingaben, wurden wir in unserer Betrachtung häufig von Eingeborenen gestört, welche uns Blumenbouquets, Kränze und Früchte anboten. Auch ein paar Flötenspieler (pulanpolen) kamen herbei, uns mit ihrem Instrument zu begrüßen. Ein alter Mann, von dem wir ein interessantes, aus einem Holzbloß geschnitztes Wischnu - Idol und mehrere Manuscripte erwarben, bemerkte, es befände sich im Orte ein auf den Blättern der Palmyra-Palme geschriebenes Manuscript, Istâlam-puranam genannt, welches in Tamil die genaue Geschichte der sieben Pagoden enthält.

Der frühere Präsident der Madras Literary Society, der gelehrte Herr Walter Elliot, welcher eine große Anzahl der verschiedenen auf Mahamalapuram bezügliche indische Manuscripte und Inschriften gesammelt und theilweise in englischer Uebersetzung veröffentlicht hat,¹ erzählte uns später, daß das erwähnte Tamil-Manuscript nur Fabeln aber durchaus keine glaubwürdigen Daten über die Geschichte der sieben Pagoden enthalte.

In Wahara Swami, einer noch gegenwärtig benützten, mit moderner Mauerumfriedung umgebenen Pagode, befindet sich außerhalb des Tempels eine Inschrift in der Tamilsprache, welche den dermaligen Bewohnern völlig unverständlich ist. Diese schon durch Babington entzifferte Schrift enthält eine Schenkung glaubenseifriger Hindu's an die Pagoden und zwar bis ins kleinste Detail, nebst der Unterschrift der Zeugen. Auf dieser Inschrift kommt mehrere Male der Name Mahamalapur, die Stadt des heiligen Berges vor.²

Im Gespräch mit mehreren Hindubegleitern bemerkten wir, daß dieselben einen Unterschied machten zwischen einem Kovül oder Bethaus, aus welchem die Gottheit niemals herausgetragen werden darf, sondern wo dieselbe beständig verwahrt und eingeschlossen bleiben muß, und einer Pagode, einem Wohnorte der Götter, aus welchem diese wieder entfernt und herumgetragen werden

¹ Journal of the Madras Literary Society, 1846, Nr. 30 und 31.

² Dr. Elliot schreibt Mamallapuram; die Eingeborenen nannten den Ort Mahawalipuram, offenbar nur eine Corruptur des geschriebenen Wortes.

können. Daher ist eine Pagode für einen Fremdgläubigen eher zugänglich als ein Kovül, dessen Heiligthum zu betreten ihm versagt bleibt.

Mr. Elliot ließ im Jahre 1845 für 30 Rupien, im Einverständnisse mit den Brahmanen, die Mauer, welche die alte Inschrift in zwei Theile trennte, abbrechen, von derselben drei Copien anfertigen und diese von drei ausgezeichneten Familisten übersetzen. Einer dieser Uebersetzer war der gelehrte Tándavaráya Mudaliar, von Chingleput. Die Inschrift enthält die Geschichte zweier



Felsentempel.

Schenkungen, die Ausdehnung und Grenzen der Grundstücke des Tempels, mitgetheilt durch den „Kanattan“ des Dorfes, und endlich die Schenkung von 90 Stück Ziegen durch den Siwa-Brahmen Parameswara-Mahawara um das Jahr 1073, unter der Bedingung, daß in der Pagode fortwährend eine Lampe brenne. Aus dieser Uebersetzung geht hervor, daß die Inschrift gegen das Ende des elften Jahrhunderts verfaßt wurde, was einige Anhaltspunkte für das Alter dieser Felsentempel giebt, welches, auch nach Mr. Elliot's Forschungen, das eines Jahrtausends nicht übersteigen dürfte.

Nach dieser Bahara Swami, welche ihre eigene Geschichte zu haben scheint, wandern die Eingeborenen täglich Morgens, und oft auch zwei- bis dreimal des Tages und bringen Blumen, Kokosnüsse und andere Früchte als Opfer dar. Auf Felsstrecken steigt man zu freien Plattformen hinauf, welche eine vortheilhafte Rundschau über die sämtlichen Baudenkmale gestatten.

Daß einzelnen, unvollendeten Sculpturen die Phantasie zu Hülfe kam und aus denselben Ruhepunkte, Badeplätze u. s. w. historischer Persönlichkeiten machte, ist leicht begreiflich. So z. B. unterläßt der Führer nicht, dem Fremden eine Art aus Stein gehauene Cisterne zu zeigen, welche er für Druhboti's einstmalige Badewanne ausgibt. Dieses kolossale Becken füllt sich während der Regenzeit ungefähr 2½ Fuß mit Wasser, das allmählig wieder versickert oder verbraucht wird. Das Wasser, gefärbt durch die gelbe Erde des Bodens, läßt an den steinernen Seitenwänden eine Marke zurück, die sich auf ganz natürliche Weise auch während der trockenen Jahreszeit erhält. Die Eingeborenen behaupten jedoch, dies sei die Höhe des Wasserstandes gewesen, als Druhboti (Dharmaradscha's Gattinn) sich darin badete. Eine andere ähnliche Granitmasse war zu einem steinernen Ruhebett verarbeitet und wird Dharmaradscha's Lager genannt, an dessen oberem Ende ein Tiger liegt, der dasselbe bewacht. Der riesige ellipsoidische Felsblock, der auf einer zarten Spitze zu balanciren scheint, konnte angeblich selbst durch wiederholte Sprengversuche weder verrückt noch umgeworfen werden; einige zu einer Grotte aufgethürmte Felsstücke werden Siwa's ehemaliger Kochplatz genannt u. s. w. Alle diese Punkte haben indeß nicht die geringste historische Bedeutung; erst die heutige Generation hat Sagen und Auslegungen an dieselben geknüpft, welche sicher nicht in der Absicht ihrer Erbauer lagen.

Von ganz besonderer Schönheit erscheint eine Anzahl von Sculpturen an der Seite des Felsberges, an einem Abhange desselben. Sie sollen die Geschichte des Tapasa oder die tiefe Buße des Ardschuna darstellen. Rechts, neben der Figur des Büßenden, erblickt man eine Menge Volks, zwei lebensgroße, bewunderungswürdig gemeißelte Elephanten, Tiger und eine Figur, halb Weib, halb Schlange. Dieses Relief, eines der schönsten der vorhandenen, ist eine große Felsensculptur, mit Hunderten von Figuren, 90 Fuß lang, 30 Fuß hoch, in der Mitte das Idol, gegen welches von allen Seiten anbetende Dämonen, Menschen und Thiere sich verneigen; im Vordergrunde Elephanten in natürlicher Größe mit ihren Zungen. Die Farbe des Felsens,

jener der Thiere ziemlich ähnlich, trägt noch mehr bei die Täuschung zu erhöhen und den Beschauer in Zweifel zu lassen, ob er sich neben Sculpturen oder lebenden Elephanten befindet. Elliot und andere Schriftsteller über diese Felsentempel legen denselben, wie schon erwähnt, ein sehr geringes Alter bei. Es sind Darstellungen aus der Hindu-Mythologie, dem Gedichte Mahabharata entlehnt. Die fünf Monolith-Tempel südlich vom Dorfe, höchst wahrscheinlich die ältesten dieser Denkmäler, sind Pagoden, welche unvollendet geblieben: solide, an Ort und Stelle bearbeitete, nur von außen ornamentirte, von innen noch nicht ausgehauene Granitmassen; einer dieser Felsentempel ist 30 Fuß lang, 20 Fuß hoch und eben so breit. Man hat bisher an diesen Sculpturen dreierlei Arten von Inschriften bemerkt, von denen man zwei für unbekannte Charaktere hielt. Babington gelang es zuerst, dieselben zu entziffern, oder doch die Schlüssel zu ihrer Entzifferung zu finden. Er hat die wichtigsten davon copirt und mitgetheilt. Aber sowohl diese Inschriften, als die verschiedenen Darstellungen geben keinen bestimmten historischen Aufschluß über das eigentliche Entstehen dieser Monumente. Aus Taylor's Untersuchungen geht hervor, daß dieser District im siebenten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von den Corumba's, einer halb civilisirten Race von der Dschaina-Religion, bevölkert war. Um diese Zeit, oder später unter Adondai, einem Prinzen, dessen Hauptstädte Conjeveran und Tripetty waren, wurden die Brahmanen in diese Gegend eingeführt. Die Ausdehnung der Werke, die Arbeit, die Kosten, Alles deutet auf einen lange bestandenen brahmanischen Einfluß hin. Mehrere dieser Tempel sollen indeß erst im siebenzehnten Jahrhunderte unter dem Prinzen Sinhamanayadu entstanden sein; ja Elliot hält einige derselben sogar von noch neuerem Datum.

Was die Sage von versunkenen Pagoden anbelangt, von welchen nur noch die alte, pyramidale Steinpagode dicht am Meeresufer, zwischen der umherspritzenden, schaumbedeckten Brandung übrig blieb, so ist dieselbe augenscheinlich eine Mythe, und kein Besucher wird sich mehr, wie Ellis, Makenzie und Heber die Mühe nehmen, der Hindusage Rechnung zu tragen und daselbst Spuren versunkener Pagoden aufsuchen oder die Trümmer einer untergegangenen Stadt entdecken wollen! Zwar ist die Ansicht mehrerer Schriftsteller, daß das Meer an der Koromandalküste zurückweiche, eine irrige, denn offenbar hat auch hier ein Meeressfortschritt stattgefunden, wie dies in ähnlicher Weise beim Fort St. George der Fall ist, welches noch vor achtzig

Zahren mehrere Meilen vom Meere entfernt stand, während heute dessen Wälle von der gewaltigen Brandung bespült werden. Auch jene alte, pyramidale, dem Wischnu geweihte Steinpagode, aus geschickt auf einander gelegten, reich aber roh verzierten Quadern aufgeführt, die einzige eigentliche Construction, während alle anderen Monumente an Ort und Stelle aus dem massiven Felsberge gehauen sind, der sich mit seinen Granitvorsprüngen landeinwärts, nicht fern vom Meeresufer, zur Höhe von 100 Fuß erhebt, war unzweifelhaft vor Zahren zugängiger als jetzt, wo dieselbe nicht leicht, ohne daß man sich durchnäßt, erreicht und erklimmen werden kann.

Allein das Fortschreiten des Meeres war kein so rasches und gewaltiges, daß es eine ganze Stadt verschlungen und spurlos begraben hätte! Keiner der Eingeborenen, die wir im Orte sprachen, vermochte mit Bestimmtheit anzugeben, daß das Meer hier seit Menschengedenken gegen das Land zu wesentlich an Ausdehnung gewonnen hätte. Nirgends sieht man Zeichen einer Trümmerstadt. Man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß in Mahamalaipuram niemals eine eigentliche Stadt gestanden, sondern daß es immer nur ein Sitz von Priestern, mit Tempeln, Sanctuarien u. s. w. ohne größere Ansiedlung gewesen, ähnlich wie in Copan, Quiriguá oder Peten in Centralamerika, aber nur großartiger, kunstvoller, und von einer höheren Cultur der Erbauer Zeugniß gebend. Schon das muthmaßliche Alter der Sculpturen zu Mahamalaipuram ist ein zu geringes, als daß seit ihrer Entstehung der größere Theil davon wieder hätte vom Meere verschlungen werden können. Keine der Sculpturen, die wir hier sahen, gehört einer vorsündfluthigen Periode an, alle können aus der heutigen Hindu-Mythe, aus dem indischen Epos Mahabharata erklärt werden, fast alle beziehen sich auf Wischnu und seine Götterwelt. —

Während einige Mitglieder der Novara-Expedition Mahamalaipuram besuchten, machten andere einen Ausflug auf den Pulikatsee längs der Küste nördlich von Madras. Auf der gegen 40 bis 50 Meilen ausgedehnten Fahrt waren in grauen Umrissen die Nilgeri Hills (blauen Berge), deren Erhebung von 1500 bis 2000 Fuß betragen mag, mit ihren steil abfallenden Formen sichtbar. Ein schmaler Damm von ungleicher Breite, der sich von ungefähr 20 Fuß bis zu 5 Meilen ausweitet, trennt den Salzwassersee vom Meere, dessen wilde Brandung an einigen schmalen Stellen denselben überfluthet und ihm Wasser zuführt. Der See selbst ist 5 bis 10 Meilen breit und soll 60

bis 70 Meilen lang sein. Merkwürdig ist dessen vollkommen ebener Boden, so daß die Wassertiefe durchaus 3 bis 4, selten 5 Fuß beträgt, daher die Boote bei mangelndem Winde mit Stangen fortgeschoben werden können und man allenthalben die nackten Uferbewohner mit Wurf- oder Zugnetzen und selbst mitten im See stehend mit Angeln beschäftigt sieht. Nur wenige Stunden von Madras entfernt, ist der See durch einen künstlichen Canal mit der Stadt verbunden; längs desselben sind zu beiden Seiten mehrere ausgemauerte Abflüsse in Lagunen errichtet, in welche zur Regenzeit das stark brackische Wasser eindringt und daselbst Seesalz bildet.

Im Canal herrscht beständig ein reger Verkehr sowohl von Fischerbooten als solchen, welche mit Holz und Früchten beladen, diese Artikel nach der Stadt zum Verkauf bringen. Ganz besonders überraschend ist die große Menge von Sumpfvögeln, welche sich auf demselben, so wie an seinen Ufern herumtreibt. An mehreren Stellen meilenweit sumpfig, mit kaum fußhohem Wasserstande, sind diese Ufer buchstäblich mit Myriaden von Brachvögeln bedeckt, welche unaufhörlich in Schwärmen auffliegen und gleich Wolken hin und wieder streichen.

Vom See weg wurde mit dem Boote ein Ausflug nach einem jener künstlich angelegten Canäle gemacht, welche in verschiedenen Richtungen das große Wasserbecken mit dem Innern des Landes verbinden, um den Forst Strihoricotta zu besuchen, aus welchem das Brennholz für Madras gewonnen wird. Es besteht daselbst eine Art Niederwaldwirthschaft mit dem erstaunlich kurzen Turnus von 10 bis 12 Jahren. Zizyphus, Gardenia, Ficus, Tamarinden und mehrere Mimosenarten bilden vorzugsweise das Gehölz, welches durch eine große Menge von Schlingpflanzen dicht verwachsen ist.

Nachdem die Expeditionsmitglieder von ihren verschiedenen Ausflügen mit großer Befriedigung wieder nach Madras zurückgekehrt waren, veranstaltete der dortige Club ein großes Banket zu Ehren des Befehlshabers und des Stabes der Novara, zu welchem die Elite der Gesellschaft der Stadt geladen war. Schon bei unserer Ankunft hatte die Direction des Clubs die Aufmerksamkeit, alle Officiere und Naturforscher der Expedition während ihres Aufenthaltes zur freien Benützung ihrer schönen Localitäten einzuladen. Das Madras-Club-house, obwohl nicht so luxuriös und prachtvoll ausgestattet wie die Londoner Clubhäuser, übertrifft dieselben gleichwohl weit an Großartigkeit und Bequemlichkeit. Es ist förmlich ein kleiner Stadttheil für sich, in

dem man alles vereinigt findet, was zu einem behaglichen, angenehmen Leben gehört: Conversationsäle mit breiten Fauteuils und amerikanischen Schaukelstühlen (rocking chairs), Lesezimmer, welche die verbreitetsten Zeitungen und eine reiche Auswahl der neuesten Literatur bieten; Speisefäle, in denen man nach französischer oder englischer Sitte vortrefflich bewirthet wird, Billardzimmer, Bannen- und Douchebäder und sogar ein Bassin zum Schwimmen. Mitglieder, die aus der Provinz kommen, oder Fremde finden daselbst auch nächtliche Unterkunft.

Bei dem glänzenden Diner zu Ehren der Expedition, an dem ungefähr 200 Personen Theil nehmen mochten, führte der Oberrichter Sir Christopher Rawlinson (nächst dem Gouverneur die bedeutendste Persönlichkeit der Stadt) den Vorsitz. Die heiterste, freudigste Stimmung herrschte, noch gehoben am Schluß des Mahles durch gegenseitige Trinksprüche, welche in schlichten aber gefühlten Worten eben so die fremden Gäste ehrten, als sie andrerseits von der Bewunderung und den Sympathien Zeugniß gaben, welche die Novara-Reisenden für Madras und ihre Bewohner mit sich forttrugen. Wohl ein Jeder von uns nährte die Ueberzeugung, daß es nur englischer Ausdauer und Tüchtigkeit zu danken ist, wenn sich an dieser wüsten, unwirthbaren und gefährlichen Küste eine große blühende Stadt erhebt, welche an Ausdehnung und Zahl seiner Bevölkerung mit den größten Städten Europa's wetteifert; wenn hier durch Einführung freier Institutionen ein Culturleben entstand, welches nicht bloß den Handel in staunenerregender Weise fördert, sondern auch so wesentlich zur Verbreitung europäischer Civilisation beiträgt.

Da mehrere unserer neu gewonnenen Freunde den Wunsch aussprachen, trotz der großen Schwierigkeit des Ein- und Ausschiffens unsere Fregatte besuchen zu wollen, so wurden kurz vor unserer Abreise einige vierzig Personen zu einem „Tiffin“ am Bord eingeladen. Obschon die Fregatte ziemlich rollte, und nur seetüchtige Naturen es wagen konnten ohne üble Folgen an dieser Wasserpattie Theil zu nehmen, so hatten sich doch über dreißig Personen und darunter sogar zehn Damen eingefunden. Nach dem „Tiffin“ oder Gabelfrühstück, welches am Hintereastell, unter einem aus Flaggen improvisirten Zelte servirt wurde, fühlte man sich sogar behaglich genug, um auf Deck nach den Tanzweisen, welche unsere Musikbande aufspielte, zu walzen und zu polken, und dachte dabei so wenig an die hereinbrechende Nacht, daß die Rückfahrt erst stattfand, als es schon völlig dunkel war, was uns freilich die

Befriedigung verschaffte, den Weg unserer kühnen Gäste durch bengalische Feuer erleuchten zu können.

Am 10. Februar bald nach Mittag setzten wir wieder unter Segel. Als man vom Fort St. George die Fregatte Anker lichten sah, donnerten ihr noch 21 Kanonenschüsse nach, eine ganz ungewöhnliche Ehre und Aufmerksamkeit, welche wir mit einer gleichen Danksalve erwiderten. In Folge von Windstillen und flauen Briesen blieb uns das Land noch volle 48 Stunden in Sicht und erst am 12. Februar fingen wir an Fahrt zu machen. Mehrere Abende hindurch zeigte sich uns regelmäßig das herrliche, noch so problematische Phänomen eines Zodiakal- oder Thierkreislichtes, als dessen muthmaßliche materielle Ursache die bedeutendsten Physiker unserer Zeit das Ausstrahlen aus einem dunstartigen, abgeplatteten, frei im Weltraume zwischen der Venus- und Marsbahn kreisenden Ringe bezeichnen.

Ein ununterbrochen freundliches Wetter begleitete uns während der ganzen Fahrt nach den Nikobaren-Inseln, unserem nächsten Reiseziele. Allein obschon wir, wie es die klimatischen Verhältnisse so nahe dem Aequator nöthig machten, vollkommen sommerlich gekleidet waren und nichts in der Natur um uns her an den Winter der Heimat erinnerte, so ging doch Fasching-Dinstag nicht vorüber, ohne diesen Schalktag nach herkömmlichem Brauche durch Maskenzug und Tanz am Bord zu feiern. Der Matrose hat für solche Belustigungen ein besonderes gutes Gedächtniß und läßt sich in seinen alten Gewohnheiten selbst nicht durch die Nähe des Aequators irre machen; er tanzt, nicht weil es ihm behaglich, sondern weil es einmal am Fasching-Dinstag so Sitte ist.

Am 22. Februar gegen zehn Uhr Morgens kam die Insel Kar-Nikobar in Sicht und in den Nachmittagsstunden befanden wir uns nur mehr wenige Meilen davon entfernt. Das Land zeigte sich größtentheils flach, nur in der Mitte erhoben sich einige dicht bewaldete Hügel. Die Ufer waren größtentheils von der herrlichen Kokospalme umsäumt. Am Strande standen einige Hütten von bienenkorbähnlicher Construction, nackte braune Menschen bewegten sich auf und ab, und als es dunkel wurde, schimmerten am Strande mehrere Lichter.

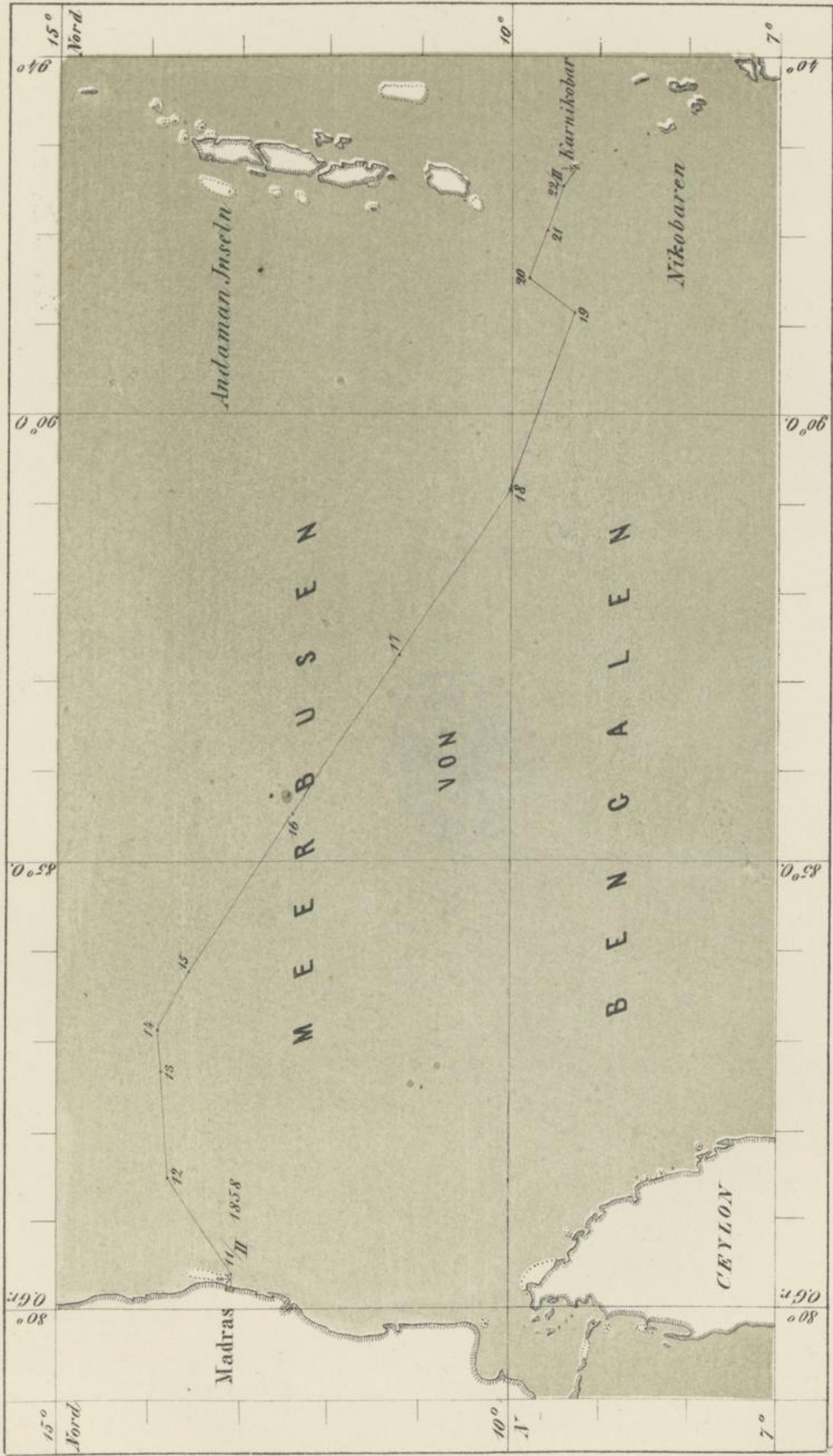
Am folgenden Morgen, es war am 23. Februar 1858, ankerten wir auf der Nordwestseite der Insel in $14\frac{1}{2}$ Faden Korallensand, ungefähr zwei Meilen vom Ufer entfernt, zwischen den nur aus wenigen Hütten bestehenden Dörfern Mosse und Säu. Man kann sich hier dem Lande bis auf 3 bis 4 Kabellängen

nähern, wo man noch immer in grauem Lehmgrunde 10 Faden Tiefe findet. Mehrere Eingeborene, theils nackt, theils den Körper in höchst wunderlicher Weise in alte europäische Kleider gesteckt, kamen in kleinen aber sehr zierlichen Canoes auf die Fregatte zugerudert und riefen neugierig und ängstlich von weitem, in fragendem Tone und gebrochenem Englisch: „No fear? Good friend?“ was eine Anfrage sein sollte, ob sie keine Furcht zu haben brauchten, und ob wir gute Freunde wären. Da man ihnen aber nicht sogleich ein Tau zuwarf, um mit ihren kleinen, schwanken Fahrzeugen anlegen zu können, und ihnen außerdem der ungewöhnliche Anblick unserer Geschütze Furcht einzuflößen schien, so kehrten sie rasch um und waren bald wieder unserem Gesichtskreise entchwunden.



Nikobaren.

VII. Von Madras nach den Nikobarischen Inseln.



Geogr. v. A. Laxina, Schiffsführer.